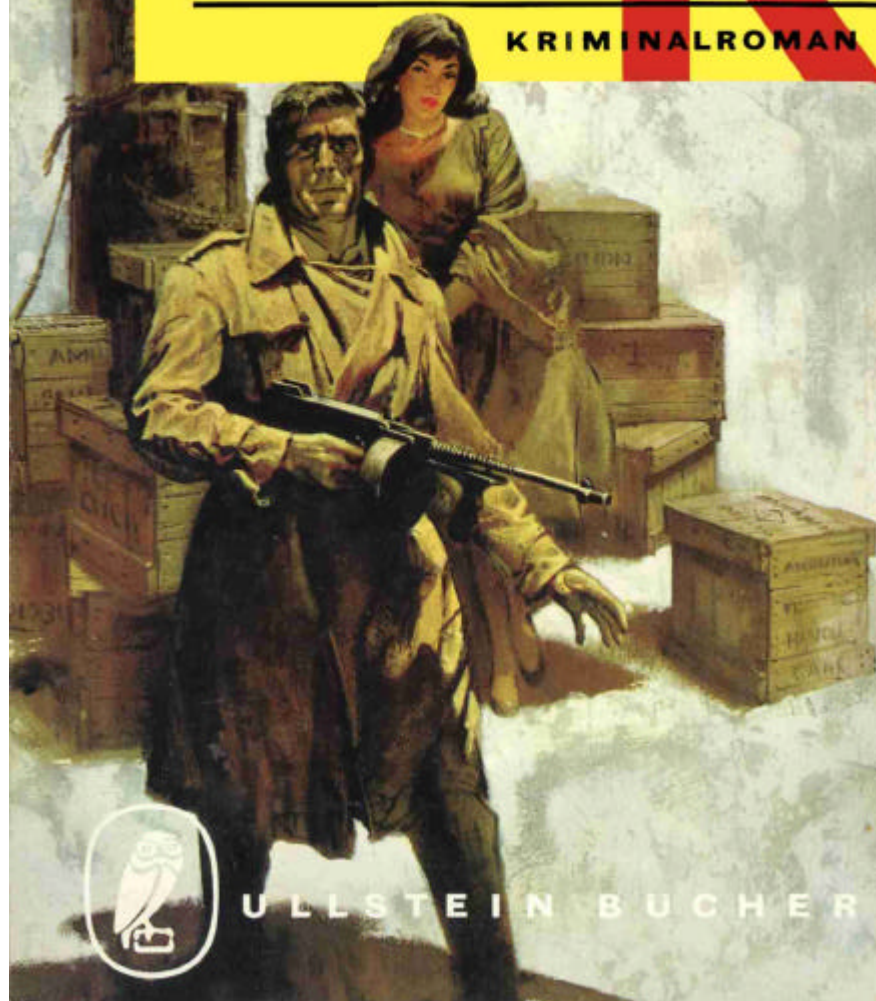


Robert Sheckley

Erstmals
in deutscher
Sprache

Kaliber .50

KRIMINALROMAN



ULLSTEIN BUCH NR. 1033

IM VERLAG ULLSTEIN GMBH, FRANKFURT/M – BERLIN Titel der amerikanischen Originalausgabe
CALIBRE .50 Übersetzt von Günther Schumacher

ERSTMALS IN DEUTSCHER SPRACHE im Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt/M – Berlin

© 1961 by Robert Sheckley

Übersetzung (g) 1965 by Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt/M – Berlin Printed in Germany, West-Berlin 1965 •
Gesamtherstellung Druckhaus Tempelhof

Gewöhnlich war Hollis' Dienst um Mitternacht zu Ende. Heute aber hatte ihm die Vorarbeit für das morgige Examen jedes Zeitgefühl genommen. Als er von seinen Büchern aufblickte, zeigte die Uhr Viertel vor eins. Überrascht stellte er fest, daß die Ablösung noch nicht zur Stelle war.

Hollis klappte seine Bücher zu und verließ das Expedientenbüro. Der schlanke, ruhige und ziemlich ernste junge Mann besuchte tagsüber die Universität von Miami; nachts versah er den Dienst eines Wächters. Dieser gemütliche Posten ließ ihm reichlich Zeit für seine Studien. Jede Stunde ging er die vier hellbeleuchteten Lagerhäuser der Firma Miami-South Exports ab. An seiner Hüfte baumelte der Revolver, den die Versicherungsgesellschaft vorschrieb. Noch nie hatte es Hollis für nötig gehalten, die Waffe zu überprüfen. Er wußte nicht einmal, ob sie geladen war. Wozu auch? Kein vernünftiger Mensch würde auf den Gedanken kommen, die unhandlichen Baumwoll- und Juteballen zu stehlen; ganz zu schweigen von den schweren, sperrigen Maschinenkisten.

Langsam machte er seine Runde; die Waffe schlug ihm bei jedem Schritt unangenehm gegen den Oberschenkel. Wo blieb nur der alte Hanmeir, der von zwölf bis acht die Aufsicht hatte? Er war sonst immer zuverlässig, wenn auch etwas einfältig.

Aber das ging ihn – Hollis – nichts an. Heute nacht wurde keine Sendung abgefertigt, und nach dem Rundgang würde er nach Hause gehen. Gemächlich trottete er die Zufahrtsstraße entlang, die vom Lagerhaus vier zum Miami Highway führte.

Noch immer nichts von Hanmeir zu sehen. Länger konnte er nicht mehr warten, wenn er den letzten Bus nach Carol Gables erreichen wollte.

Hollis blieb stehen. Ein Wagen war in die Zufahrtsstraße eingebogen; dicht neben ihm hielt das Fahrzeug an.

»Hallo, Hollis!« sagte der Mann am Lenkrad.

Hollis spähte ins Wageninnere und erkannte Jim Morris. Jim war Verkehrspolizist. Genau wie Hollis stammte er aus Ann Arbor, Michigan. Wenn sie Zeit hatten, gingen die beiden manchmal zum Bowling.

»Ich wollte dich mitnehmen«, sagte Morris. »Eigentlich dachte ich, du seist schon weg.«

»Müßte ich auch«, erwiderte Hollis. »Aber Hanmeir ist noch nicht gekommen.«

»Dafür bist du nicht verantwortlich«, meinte Jim Morris. Er war ziemlich groß, hatte ein rotes Gesicht und einen Stiernacken. Auch in Sporthemd und weißen Hosen sah er noch aus wie ein Polizist.

Draußen auf dem breiten Highway verlangsamte ein schwerer Lastzug seine Fahrt. Die Blinklichter leuchteten rhythmisch auf. Mit zischenden Preßluftbremsen scherte der Wagen in die Verbindungsstraße nach Halle eins ein.

»Komisch!« sagte Hollis.

»Was ist daran komisch?«

»Ich wußte nicht, daß heute nacht eine Sendung rausgeht. Besser, ich gehe zurück und sehe mir den Fahrauftrag an.«

»Wenn es nicht zu lange dauert, warte ich«, meinte Morris.

»Bloß 'ne Minute«, versicherte Hollis.

Ohne Eile ging er zum Lagerhaus zurück. Königspalmen säumten die Straße; der Nachtwind wisperte in ihren Kronen. Hollis liebte dieses Geräusch.

Der Lastwagen hatte auf der weiten Betonfläche vor der Halle gewendet, stieß jetzt rückwärts an die Laderampe heran. Hollis konnte erkennen, daß es ein neuer Semidiesel war, mit rotem Fahrerhaus und grauen Kastenwänden. Farbige Lichter markierten den hohen Aufbau. Sechs oder sieben Männer waren ausgestiegen, eine erstaunlich große Lademannschaft. Im grellen

Schein der Bogenlampen sah Hollis den Fahrer steifbeinig herausklettern. Den Motor ließ der Mann laufen.

»Hallo!« sagte Hollis.

»Hallo!« antwortete der Fahrer. »Das ist doch die Halle eins, nicht?«

Hollis nickte, obwohl die Frage überflüssig war. Auf beiden Hallentoren war eine große Eins gemalt.

Die anderen Männer hatten beide Tore zurückgerollt. Es schienen ausnahmslos Lateinamerikaner zu sein, aber das war nichts Ungewöhnliches. Seit dem Sturz der Batista-Regierung wimmelte Miami von Kubanern. Was Hollis überraschte, war die Kleidung der Leute. Sie glichen eher Matrosen als Ladearbeitern.

»Sind Sie der Wächter?« wollte der Fahrer wissen. Es war ein schwächlicher, schwarzhaariger Mann mit einer großen Nase und buschigen Augenbrauen. Auf Hollis machte er einen ziemlich nervösen Eindruck.

»Wie kommt es, daß ihr so spät noch ladet?« fragte Hollis.

»Die Abfahrt des Schiffes wurde vorverlegt. Jetzt muß der Kram Hals über Kopf an Bord.«

»Welcher Kram?«

»Sendung A-42.« Hollis nickte. A-42 war ein Transport von schweren landwirtschaftlichen Maschinen. Ursprünglich sollten die Geräte am kommenden Morgen abgehen.

»Haben Sie den Fahrauftrag hier?« erkundigte sich der Student.

Der Fahrer zog einen gelben Bogen aus der Tasche und überreichte ihn Hollis. Der warf einen Blick darauf und nickte. Er wollte das Formular schon zurückgeben, da stutzte er.

»Was gibt es?« fragte der Fahrer. Seine Stimme hatte plötzlich einen scharfen Unterton.

»Die zweite Unterschrift fehlt«, beanstandete Hollis.

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden«, sagte der andere. Seine Leute hatten die erste der neun großen Kisten auf die Rampe gekarrt. Hinten war der Lastwagen mit einer hydraulischen Hubvorrichtung ausgerüstet. Die Kiste verschwand im Laderaum des Fahrzeuges.

»Sehen Sie«, erklärte Hollis. »Hier hat Mr. Ryerson unterschrieben. Aber die zweite Unterschrift fehlt. Alles muß von Mrs. Driscoll gegengezeichnet werden. Sie leitet die Buchhaltung.«

Er zeigte dem Fahrer, wo Mrs. Driscolls Unterschrift hingehörte. Hanmeir hätte den Fehler ohne weiteres durchgehen lassen.

Der Fahrer betrachtete das Formular und kratzte sich am Kopf. »Von einer zweiten Unterschrift weiß ich nichts.«

»Es ist Vorschrift«, beharrte Hollis.

»Ryerson hat unterschrieben. Er ist der Präsident der Gesellschaft.«

»Sicher. Aber jeder Fahrauftrag muß gegengezeichnet werden, bevor die Ware verladen wird. Es tut mir leid.« Hollis' Stimme klang entschlossen. »Sie können diese Sendung ohne Mrs. Driscolls Unterschrift nicht übernehmen.«

Der Mann runzelte die Stirn. Einer der anderen kam heran und beugte sich über den gelben Zettel. Er war ein kleiner dunkelhäutiger Mann mit einem mürrischen Gesicht. An seiner Hand sah Hollis einen großen Siegelring mit blauweißem Adler und drei roten Punkten darüber. Eine dünne Narbe zog sich von der Schläfe des Mannes bis zum Haaransatz.

»Stimmt was nicht?« fragte er.

»Der Zettel müßte zweimal unterschrieben sein«, erwiderte der Fahrer. »Weißt du etwas davon, Juan?«

»Ich weiß nur«, sagte Juan, »daß dieses verdammte Schiff Punkt vier Uhr früh ausläuft und daß bis dahin das Zeug an Bord sein muß. Immer muß aber auch etwas dazwischenkommen.«

»Hören Sie mal!« wandte sich der Chauffeur an Hollis. »Der Fahrauftrag ist von Mr. Ryerson unterschrieben. Genügt das nicht? Wenn ich die Sendung nicht rechtzeitig am Schiff abliefern, verliere ich meinen Job.«

»Na ja...« Hollis sah wieder auf den gelben *Zettel*. Es war das vorgeschriebene Formular, und man hatte es ordnungsgemäß ausgefüllt. Ryersons hingekritzelte Unterschrift schien echt. Hollis war nicht ohne weiteres befugt, die Sendung wegen einer kleinen Unstimmigkeit zurückzuhalten. Er entschloß sich, die Ware herauszugeben.

»Ich wäre Ihnen wirklich dankbar«, meinte der Fahrer. Hollis sah einen mehrfach zusammengefalteten Zehndollarschein in der ausgestreckten Hand des Mannes.

Bei Hanmeir hätte er damit richtig gelegen. Bei Hollis war er sehr auf dem Holzweg.

»Bedaure!« sagte Hollis kühl. »Ich werde wohl besser Mr. Ryerson anrufen. Wenn er einverstanden ist, können Sie die Kisten verladen.«

Der Fahrer zuckte mit den Schultern. Hollis ging zur Telefonzelle an der Hallenmauer und warf ein Zehncentstück ein. Gerade als er zu wählen begann, sah er aus den Augenwinkeln, daß ein schwarzer Schatten auf ihn zuhuschte. Instinktiv sprang er zur Seite, und im nächsten Moment knallte ein Gummiknüppel neben ihm gegen die Wand.

»Schnell – greift ihn!« rief Juan.

Die Männer kamen auf Hollis zu. Er wich zurück. Bevor er den Revolver fertig hatte, sah er den Fahrer mit einer großen schwarzen Automatic zielen. Das kann doch nicht wahr sein, dachte Hollis noch. Dann fühlte er einen Schlag gegen die Brust und rutschte an der Mauer zu Boden.

Halb bewußtlos, hörte er den Fahrer sagen: »Alles geht daneben. Es hieß doch, daß der alte Mann Dienst hätte.«

»Ladet die anderen Kisten auf!« knurrte Juan.

»Da kommt noch einer!«

Morrison rannte, den Revolver in der Faust. »Halt!« brüllte er. »Halt!«

»In Deckung!« raunte der Fahrer. »Überlaßt ihn mir!« Die anderen duckten sich hinter die Kisten, und ihr Anführer sprang ins Fahrerhaus. Morrison erreichte die Rampe.

»Hände hoch!« rief er. »Was, zum Teufel, geht hier...«

Da begann der Mann in der Kabine zu feuern. Er benutzte ein Browning-Schnellfeuergewehr, der lange Lauf hüpfte. Querschläger prallten surrend vom Beton ab.

Morrison machte auf der Stelle kehrt, aber seine massige Gestalt wurde von den Scheinwerfern angestrahlt. Er wollte die Palmen erreichen, doch die Schüsse erwischten ihn, bevor er auch nur in die Nähe der Bäume kam. Schwer verletzt warf sich Morrison hinter eine Königspalme. Der dünne Stamm bot ihm wenig Schutz. Verzweifelt feuerte er zurück. Die Projektile des anderen schlugen in die Palme, fetzten die Rinde weg, und Morrison brach zusammen. Der Fahrer gab noch einen Feuerstoß auf ihn ab; dann war das Magazin leer.

»Aufladen!« rief er. »Und dann weg!«

Die Männer wuchteten die letzten Kisten in den Lastwagen, kletterten hastig hinein und warfen die Hecktür zu. Sekunden später hatte der Lastwagen den Highway erreicht und bog nach Süden ab.

Genauso hatte Thornton das Wartezimmer der Firma Miami-South Exports im Gedächtnis: Die beigefarbenen, kühlen Wände, die Stühle mit braunem Tweedbezug. Die Klimaanlage surrte nicht mehr so laut, sicher war sie repariert worden. Hinter dem grauen Empfangstisch saß Mrs. Hutchins, unverändert hübsch und ernst. Sie nickte ihm gemessen zu.

»Willkommen in Miami, Mr. Thornton.«

»Danke! Bin froh, wieder hier zu sein.«

Sie drückte einen Knopf auf dem Telefon, sprach einige Worte und legte wieder auf. »Mr. Ryerson will Sie in einer Minute sprechen. Sicher haben Sie gehört, was hier los war?«

»Ja!« sagte Thornton. »In London bekam ich eine Zeitung aus Miami in die Hände. Aber die war schon alt.«

»Mr. Ryerson wird Ihnen alles erzählen. Glauben Sie mir: es war einfach furchtbar.« Das Telefon schrillte. »Sie können jetzt hineingehen.«

Ryerson wirkte älter, als Thornton ihn in Erinnerung hatte, und hagerer. Scharfe Linien zeichneten sein Bulldoggengesicht, und die kurzgeschnittenen dunkelblonden Haare hatten einen grauen Schimmer bekommen. Auf seinem Schreibtisch türmten sich Firmenadreßbücher und Akten. Der Aschenbecher, eine gräßliche Keramik aus Afrika, quoll über, der Nußbaumständer mit den vielen Pfeifen war von einer Staubschicht überzogen.

Das Gespräch begann mit Höflichkeitsfloskeln. »Okay, Bill. Sie haben gute Arbeit geleistet drüben.«

»Danke, Sir!«

»Ich habe Ihre Berichte gelesen. Gut, wirklich gut. Machen Sie sich schon mal Gedanken über die Verwendung einer saftigen Prämie. Glauben Sie, daß Moujadi Singh zuverlässig ist?«

»Ich bin davon überzeugt. Er ist ein zielstrebig junger Mann, und seine Familie treibt in Kalkutta seit Generationen Handel.«

»Gut, gut...« Der Höflichkeit war Genüge getan. Indien lag achttausend Meilen entfernt. Ein Märchenland mit Elefanten und delikaten Gewürzen, weitab aller Sorgen, mit denen man sich gegenwärtig herumzuschlagen hatte.

»Vermutlich haben Sie schon gehört, was hier passiert ist?«

»Habe ich«, nickte Thornton. »Die Zeitung, die ich in London las, meldete, daß der Zustand des jungen Hollis ernst ist.«

»Die Ärzte glauben, daß er durchkommen wird. Aber der Polizist ist tot.«

»Ist schon etwas über die Täter bekannt?«

»Davon weiß ich nichts. Seit der Schießerei wimmelt es hier von Kriminalbeamten und Staatsanwälten. Versicherungsdetektive geben sich die Tür in die Hand. Der FBI untersucht die Angelegenheit. Bill, ich glaube, sie werden uns den Laden schließen.«

»Wieso denn das?«

»In Miami ist schon zuviel passiert. Sie haben bloß auf einen Sündenbock gewartet, um ein Exempel zu statuieren.«

»Aber warum gerade bei uns?«

»Weil sie glauben, einer aus der Firma ist in die Sache verwickelt. Hollis sagte aus, daß der Fahrauftrag in Ordnung war. Er will meine Unterschrift erkannt haben. Die Gangster waren hinter einer ganz bestimmten Sendung her, deren Nummer sie wußten. Sie kannten auch die Halle und das Verschiffsdatum. Alles klar – bis auf die zweite Unterschrift.«

»Nichts davon ist ein Beweis.«

»Nein. Aber es deutet darauf hin, daß die Täter verdammt gut mit der Firma vertraut waren. Seither habe ich Untersuchungsbeamte aller Dienstgrade hier. Das Finanzamt überprüfte wiederholt unsere Bücher, FBI-Agenten stellten mir höflich die eindringlichsten Fragen. Zum Kuckuck, die Leute haben die Täter

zu finden. Statt dessen geben sie sich alle Mühe, mir nachzuweisen, daß ich meine eigenen Waren stehlen ließ.«

»Das wird ihnen im Leben nicht gelingen.«

»Natürlich nicht. Aber mittlerweile verlieren wir Kunden. Und womöglich unsere Lizenz.« Er hob einen weißen zerknitterten Papierbogen in die Höhe. »Jetzt haben Sie mich ersucht, einen Mr. Stephen Dain nach besten Kräften zu unterstützen. Es ist ein Mann vom Finanzministerium. Heute abend kommt er mit dem Flugzeug hier an und steigt im Bronson-Hotel ab.«

»Was haben Sie vor?«

Ryerson antwortete nicht sofort. Er schwenkte den weißen Bogen mit dem Stempel des Finanzministeriums in der Luft und schnitt ein Gesicht, als sei es sein Todesurteil: »Gott und die Welt führen bei uns Untersuchungen. Wissen Sie was? Wir müssen selbst ermitteln. Bill, ich möchte Ihnen diese Aufgabe anvertrauen.«

»Aber ich weiß nicht das mindeste von der Sache«, meinte Thornton. »Wäre es nicht besser, einen Privatdetektiv zu engagieren?«

»Das möchte ich nicht. Einerseits traue ich solchen Burschen nicht. Und zum anderen wäre ein Privatdetektiv gar nicht in der Lage, diese spezielle Aufgabe zu lösen. Bill, ich wünsche, daß Sie die Interessen der Firma vertreten.«

»Aber warum gerade ich? Ich war länger als ein Jahr außer Landes.«

»Eben!« nickte Ryerson. »Kein Mensch kann Sie deshalb der Beihilfe verdächtigen. Sie werden mit den Behörden zusammenarbeiten, insbesondere mit diesem Mr. Dain. Es ist doch eine vollkommen natürliche Reaktion von uns, oder nicht? Sie sind auf sich selbst gestellt, haben aber die Interessen der Firma im Auge. Ich erwarte nicht, daß Sie herausfinden, wohin die Sendung gebracht wurde oder wer den Polizisten ermordete. Sie sollen nur dafür sorgen, daß wir nicht auf Grund konstruierter

Indizien vor Gericht kommen, bloß weil die Behörden einen Erfolg auf weisen müssen.«

»Ich soll also die Prüfer überprüfen?« fragte Thornton.

»So ungefähr. Ich weiß: Sie sind jetzt mit Urlaub dran, aber wir können das besprechen, wenn alles vorüber ist. Werden Sie es tun, Bill?«

Thornton zündete sich eine Zigarette an, um Zeit zu gewinnen. Ergaben die Überprüfungen, daß auch nur einer der leitenden Angestellten schuldig war, so geriet automatisch jeder in Verdacht. Unter solchen Umständen mochte es sehr lange dauern, bis man einen neuen Arbeitsplatz fand. Doch jetzt, mit seinen Erfolgen im Ausland, konnte Thornton die Firma verlassen, und eine gute Position war ihm überall sicher. Thornton hatte immer versucht – wenn auch mit geringem Erfolg – nüchtern zu denken.

Andererseits schuldete er Miami-South einige Loyalität. Nicht allzuviel – er arbeitete erst seit zwei Jahren für das Unternehmen. Aber Ryerson hatte ihn rasch emporsteigen lassen; mit Gehalt und Prämien war er nie geizig gewesen. Es war eine gute Firma.

Und endlich konnte er nicht glauben, daß einer der leitenden Angestellten von Miami-South seine Finger in dieser schmutzigen Sache hatte.

»Ich werde es tun«, sagte Thornton.

»Das freut mich«, nickte Ryerson. »Wirklich, Bill!« Er übergab Thornton eine Akte. »Hier sind alle Informationen, die wir bisher besitzen. Führen Sie Mr. Dain durch die Lagerhallen; zeigen Sie ihm alles, was er zu sehen wünscht. Wir haben nichts zu verbergen.«

»Einverstanden! Und alles, was ich sonst herausfinde...«

»Verwenden Sie es nach eigenem Gutdünken. Verheimlichen Sie nichts! Natürlich kann ich mich nicht für jeden Bürogehilfen

oder Lagerarbeiter verbürgen, aber für die Abteilungsleiter lege ich meine Hand ins Feuer. Noch eins, Bill –«

»Ja, Sir?«

»Seien Sie nicht leichtsinnig! Diese Leute haben einen Cop getötet. Wahrscheinlich macht es ihnen nicht viel aus, noch weitere Morde zu begehen.«

Thornton nickte und verließ das Büro. Draußen, in der glühenden Septemberhitze Miamis, winkte er ein Taxi heran und ließ sich zum Hotel fahren. Nach dem Duschen machte er sich an das Studium der Akte.

Bill Thornton wäre vielleicht in die Metallwarenhandlung seines Onkels in Waterbury, Connecticut, eingetreten, wenn der Zweite Weltkrieg nicht seine Ausbildung unterbrochen und die Reiselust in ihm geweckt hätte. Als er 1943 die Offiziersschule verließ, versetzte man ihn zur 112. Division in Indien. Dort wurde er Zahlmeister für die Eingeborenen. Dank seines angeborenen Sprachtalents lernte er bald Hindustani und später – als ihn der Krieg nach Rangoon verschlug – auch Burmesisch. Nach Kriegsende bot sich Thornton die Gelegenheit, als Juniorpartner einer angesehenen Handelsfirma in Kalkutta zu bleiben.

Aber dieser Posten war weder gewinnbringend noch angenehm. Thornton kehrte 1946 in die Vereinigten Staaten zurück, beendete sein Studium in Yale und nahm dann eine Stelle bei der Firma Trans-World Imports in Philadelphia an. Es war eine sehr gute Position, aber William Thornton litt nach wie vor unter Rastlosigkeit. Auch das bittere Ende seiner Ehe konnte daran nichts ändern. Thornton kündigte den Trans-World-Leuten, verbrachte einige Monate in Mexiko und trat schließlich in die Firma Edgar Johnson Traders in New York ein. Diese Periode nahm ein übles Ende mit fetten Schlagzeilen. Fast acht Monate lang war Thornton arbeitslos, und dann traf er Joe Ryerson. Miami-South Exports bemühten sich zielstrebig um einen Marktanteil im ostasiatischen Raum. William Thornton wurde sofort auf Reisen geschickt und fand genau das, was er sich schon lange gewünscht hatte.

Er war mittelgroß und untersetzt, jungenhaft trotz seiner siebenunddreißig Jahre. Seine langen und weiten Reisen hatten ihm kaum einen weltmännischen Stempel aufprägen können. Wenn zynische Europäer von amerikanischer Naivität sprechen, müssen sie Bill Thornton meinen. In seinen eigenen Augen war Thornton nur ein guter Geschäftsreisender, und er hatte das Bankkonto zum Beweis dafür.

Jetzt, über den Zeitungsausschnitten mit den Meldungen vom Warenraub, spürte Thornton einen ungewohnten Nervenkitzel. Detektivarbeit stand ihm bevor.

Die Sendung A-42 waren schwere landwirtschaftliche Maschinen für Venezuela. Hersteller: Boyce-Darwin in Birmingham, Alabama. Auftrag: Arturo Delacourt Compania S. A. mit Hauptsitz in Mexiko City und Zweigstellen in Havanna, Ciudad Trujillo und Miami. Ohne Zweifel hatte die Polizei die Niederlassung in Miami überprüft. Aber es konnte nicht schaden, wenn er noch einmal mit dem Chef dort sprach.

Thornton wählte einen leichten Kammgarnanzug. Aus einer Seitentasche seines Koffers nahm er den kurzen .38er Smith & Wesson, den man ihm für Indonesien zugebilligt hatte. Nur einmal war er mit der Waffe außerhalb seines Hotels gewesen – in Djakarta. Sie trug sich unbequem im Schulterhalfter, und die Ausbeulung seiner dünnen Jacke war kaum zu übersehen. War er ein Halbstarker? Er legte den Revolver beiseite und verließ das Hotel.

3

Der Geldstrom, der aus dem Norden der USA nach dem südlichen Florida floß, ließ die Oliveda Street unberührt. Sie war eine jener absterbenden Arterien, mit denen Miami den abenteuerlustigen Touristen überraschen kann, weil sie ihn – traurig genug – oft an sein eigenes Zuhause erinnerte. Thornton parkte seinen Mietwagen zwischen einem Milchauto und einem zerbeulten Plymouth. Er schloß das Fahrzeug ab und ging an

einem offenen Drugstore vorbei, dem eine zerzauste Palme spärlichen Schatten spendete. Vor einem kleinen Bürogebäude machte er halt. Die Arturo Delacourt Compania S. A. hatte ihre Geschäftsräume im Parterre.

Thornton trat ein. Das Büro war groß und düster, durch eine hüfthohe Trennwand in zwei Hälften geteilt. Ein riesiger Deckenventilator quirlte in heißer Luft und Zigarrenrauch. Im Hintergrund tippten zwei dunkelhaarige Mädchen auf Schreibmaschinen; eine dritte Angestellte starrte mit ernster Miene zum Fenster hinaus. Vorn saß ein Mann am Empfangstisch und betrachtete stirnrunzelnd die neuesten Donald-Duck-Comics. Jetzt ließ er das Heft hastig in der Schublade verschwinden und erhob sich. Er war etwa einsfüfundsechzig groß, hatte dunkle Augen und ein gelbes Gesicht. In seinem stahlblauen Anzug wirkte er geradezu vornehm; die perforierten Schuhe aus Krokodilleder und der schwarze Seidenbinder taten ein übriges.

»Kann ich etwas für Sie tun, Sir?«

Thornton wies sein Beglaubigungsschreiben von der Miami-South vor.

»Mein Name ist Eduardo Enriquez«, sagte der vornehme kleine Mann. »Ich bin der stellvertretende Direktor dieser Niederlassung von Delacourt.«

»Kann ich den Direktor sprechen?«

»Mr. Montemayor ist leider in Havanna. Einkäufe, Kontrakte, Frachtverbindungen und ähnliches regelt er persönlich. Vielleicht können Sie in einer Woche noch einmal...?«

Thornton erklärte dem Mann, daß es ihm lediglich um einige Informationen über den Raub der Sendung A-42 ging.

»Aber der Raub hat sich nicht bei uns abgespielt«, sagte Enriquez. »Was könnte ich Ihnen darüber erzählen?«

»Nun, es ist etwas ungewöhnlich, nur schwere Landmaschinen zu stehlen und alles andere liegenzulassen. Ich suche nach einem Motiv.«

»Ja?« fragte Enriquez mit unbewegter Miene, wie einige der Asiaten, denen Thornton begegnet war: höflich, undurchsichtig, gewollt unwissend.

»Vielleicht haben Sie Konkurrenten?«

»Die haben wir. Aber die Maschinen waren keine Mangelware. Wir können neu bestellen und bekommen sie in zehn Tagen. Um uns zu schaden, müßte ein Rivale die Güter stehlen lassen, nachdem wir sie übernommen haben.« Enriquez lächelte. »Vielleicht sollten Sie sich um Ihre eigenen Konkurrenten kümmern, Mr. Thornton.«

»Das tun wir«, erwiderte Thornton. »Aber wir wollen alle Möglichkeiten überprüfen. Bringt Ihnen die Verzögerung dieses Auftrags geschäftliche Einbußen oder Unannehmlichkeiten?«

»Kaum.«

»Hatten Sie schon früher mit meiner Firma Verbindung?«

»Mehrere Male im vergangenen Jahr. Warum fragen Sie?«

»Nur Routine«, meinte Thornton. »Den Hersteller und die Speditionsfirma prüfen wir genauso. Es muß einen Grund haben, daß gerade diese Einzelsendung gestohlen wurde.«

»Vielleicht«, sagte Enriquez. »Vielleicht auch nicht.«

Nicht zu übersehen, daß ihm die Unterhaltung lästig wurde. Eines der Mädchen nahm einen Stoß Briefe von seinem Schreibtisch und kam herüber. »Die können zur Post gebracht werden, Señor Enriquez.« Sie war der lateinamerikanische Typ und auffallend hübsch; pechschwarze Haare umrahmten ihr ovales Gesicht. Ein fester, ernster Mund kompensierte wohltuend die Postkartenschönheit ihrer Züge.

»Sehr gut«, sagte der kleine Mann. »Bringen Sie die Briefe weg, Estella! Und besorgen Sie gleich einige Luftpostbogen.«

Das Mädchen ging. Enriquez wandte sich an Thornton. »Noch etwas?«

»Nur noch eine Frage: Gab es bei Ihnen schon Raubüberfälle nach Übernahme der Ware?«

»Nie.«

»Und vorher?«

»Auch nicht.«

»Vielen Dank!« Thornton überließ den stellvertretenden Direktor seinem Donald Duck und trat auf die Straße hinaus. Er war ärgerlich und enttäuscht. Sein Debüt als Detektiv war recht mittelmäßig.

Er ging zu dem Drugstore und bestellte Kaffee. Das Getränk war so bitter wie seine Gedanken. Es gab keine Verdachtsmomente, keine Anhaltspunkte, keine Spuren, denen der begabte Amateur hätte folgen können. Vielleicht sollte er lieber auf Stephen Dain warten. Vielleicht hätte er diesen Auftrag gar nicht erst übernehmen sollen.

»Mr. Thornton?«

Er wandte sich um; neben ihm saß das Mädchen, das vor ihm die Geschäftsräume der Delacourt Compania verlassen hatte. Die Briefe hielt sie noch in der Hand. Er erinnerte sich an ihren Namen: Estella.

»Sie versuchen, die gestohlenen Waren wiederzufinden?«

»Meine Firma ist für die Maschinen verantwortlich«, erklärte Thornton. »Natürlich möchte ich sie wiederfinden.«

»Arbeiten Sie allein?«

Thornton hatte den Eindruck, daß sie eine Art Schlüsselwort von ihm erwartete. »Ich arbeite mit Mr. Stephen Dain zusammen«, gab er zurück. In ein paar Stunden würde es zutreffen.

»Können Sie eine Information diskret behandeln? Ich möchte nicht, daß Mr. Enriquez von unserem Gespräch erfährt.«

»Ich kann sehr diskret sein.«

Sie blickte ihn forschend an, und Thornton fragte sich, ob sie seine Zuverlässigkeit taxierte. Jetzt bemerkte er, daß dieses Mädchen eher schön war als hübsch. Zu einer weißen Bluse trug sie einen schwarzen Rock, und sie schien sehr selbstsicher. Ihre Augen musterten ihn so unpersönlich, als sei er eine Eidechse auf einem Felsblock.

Plötzlich hatte sie ihren Entschluß gefaßt. »Mr. Thornton, Sie finden die gestohlenen Waren in einem verlassenen Lagerschuppen, nahe der Einmündung der Flamingo Road in den State Highway 13. Wissen Sie, wo das ist?«

»Ich werde es finden. Woher haben Sie diese Information?«

»Von Freunden«, sagte Estella. »Aber Sie dürfen nicht angeben, daß Sie es von mir wissen. Ich könnte meine Arbeit verlieren.«

»Warum denn?«

»Die Delacourt Compania hält nichts von Frauen, die sich in solche Affären einmischen. Noch weniger von den Freunden, die mir den Hinweis gaben.«

Es klang wie eine Ausrede. Doch Thornton nickte zustimmend. »Und woher habe ich den Tip, wenn man mich fragt?«

»Gehen Sie in Ihr Hotel zurück! Bleiben Sie ungefähr eine halbe Stunde in Ihrem Zimmer. Dann können Sie sagen, daß Sie einen anonymen Anruf erhielten – von einem Mann. Er hatte einen schwachen deutschen Akzent. Das klingt einleuchtend, oder nicht?«

»Durchaus«, sagte Thornton. »Und warum gab mir der Mann mit dem deutschen Akzent die Information?«

Estella zuckte die Achseln. »Das behielt er eben für sich. Niemand wird Sie danach fragen. Jeden Tag werden Informationen auf diese Weise übermittelt.«

»Und Sie wissen es von Freunden?«

Sie nickte.

»Offenbar kennen Sie einige interessante Leute.«

»Damit haben Sie nichts zu schaffen, Mr. Thornton.«

»Gut. Ich erhielt den Anruf von einem finsternen, glatzköpfigen Mann mit deutschem Akzent. Er hatte einen Klumpfuß und auf der Wange einen Schmiß.«

»Einzelheiten sind überflüssig.« Das Mädchen lächelte unvermittelt. »Auf Wiedersehen, Mr. Thornton. Seien Sie vorsichtig!«

Er blickte ihr nach und bewunderte ihre schlanken Beine und ihren aufrechten Gang. Estella war wirklich eine Schönheit, wenn auch entmutigend formell und pedantisch. Vielleicht war das spanische Erziehung. Er dachte an Haziendas und Gouvernanten. Ein junges, sehr hübsches Mädchen auf dem Weg zur Kirche tauchte vor seinem geistigen Auge auf, mit ernstem Gesicht, weißen Handschuhen und frommer Miene. Angenommen, Estellas Hinweis war richtig: Woher wußte sie, daß man die Sendung in diesem Schuppen versteckt hielt? Vielleicht ein Freund mit Kontakt zur Unterwelt? Er fand den Gedanken unerfreulich. Das Mädchen schien zu anständig für schmutzige Geschäfte; und die Gouvernante wäre eitel Mißbilligung.

Thornton leerte seine Kaffeetasse und ging zum Wagen. Zwanzig Minuten später hatte er einen Parkplatz in der Nähe seines Hotels gefunden. In seinem Zimmer zog er sich die Jacke aus, zündete eine Zigarette an und las noch einmal die Akte über die Sendung A-42 durch. Nichts, was er nicht schon wußte. Thornton suchte im Stadtplan die Kreuzung Highway 13 und Flamingo Road. Sie war etwa fünfzehn Meilen von der City entfernt, Richtung Cape Sable.

Er faltete die Karte wieder zusammen. Sollte er die Polizei verständigen? Oder war es besser, bis zum Abend zu warten, um Mr. Dain, den Regierungsagenten, zu unterrichten?

Das war ohne Zweifel die diskrete Methode. Aber wenn die Maschinen gar nicht im Schuppen standen – und das war durchaus denkbar –, man würde ihn für einen Narren halten samt seiner Geschichte von dem großen Unbekannten mit

deutschem Akzent. Sicher war es besser, sich erst einmal zu vergewissern, daß die Lagerhalle überhaupt existierte. Als Kompromiß konnte er beim Hotelportier einen *Zettel* für Dain hinterlassen.

Damals dünkte ihn die Idee nicht schlecht.

4

Am späten Nachmittag erreichte Thornton die Einmündung der Flamingo Street in den Highway. Ringsum erstreckte sich abgeerntetes Ackerland, in der Nähe der Straße stand ein verlassenes Haus, davor die Überreste eines Obststandes. Dahinter entdeckte er ein aufgegebenes Motel, und endlich sah er auch die Lagerhalle. Sie stand fünfzig Yards vom Highway ab, ein Feldweg führte zu ihr hin.

Thornton fuhr langsam auf den Schuppen zu. Im zweiten Gang rollte der Wagen auf die rissige Betonfläche, die das Gebäude umgab. Er umrundete die Halle vorsichtig, jeden Moment bereit, rasch herauszuspringen.

Nichts geschah. Der Lagerschuppen fiel buchstäblich auseinander, die Holzwände waren von der Sonne verzogen und gebleicht; das Wellblechdach dunkel vor Rost. Thornton verließ den Wagen und ging zu dem hohen Doppeltor. Es hing schief in den Angeln, war aber mit einem neuen Vorhängeschloß gesichert. Seltsam.

Die Fenster hatte man mit Brettern vernagelt. Er spähte durch einen Riß, sah aber nur seine eigene Pupille, die sich in einer schmutzigen Scheibe spiegelte.

Auf der Rückseite der Halle entdeckte Thornton in einer Höhe von drei Metern ein zerbrochenes Fenster. Er kletterte auf eine zerbeulte Mülltonne und blickte hinein.

Drin schwamm eine schwache Glühbirne über einem trüben Lichtkreis. Darunter saßen zwei Männer auf Ölfassern und

spielten Karten. Als Tisch benutzten sie ein leeres Blechfaß. Neben ihnen standen ein Kanonenofen und mehrere Weinflaschen, dazu fein säuberlich aufgestapelte Konservendosen. Im Hintergrund konnte Thornton die undeutlichen Umrisse eines schweren Lastwagens erkennen.

»Schon gut«, sagte jemand hinter ihm. »Dreh dich langsam um!«

Thornton fuhr herum und sah einen hageren Mann in schwarzer Sportjacke, in der Hand etwas, das nach .45er Armeepistole aussah. Der Mann hatte eine Hakennase und buschige schwarze Augenbrauen. Er mußte mit der Lautlosigkeit einer Katze um das Gebäude geschlichen sein. Jetzt stand er ungefähr drei Meter vor der Mülltonne, fast nahe genug für einen Sprung.

»Laß das bleiben!« sagte der Mann, der Thorntons Absicht offenbar erkannt hatte. »Komm lieber hübsch langsam runter!«

Thornton stieg von der Tonne, ein flaues Gefühl in der Magengegend. Der Mann kam heran, klopfte Thorntons Kleider ab.

»Na los schon. Hier herum.«

Er dirigierte Thornton zu einem Seiteneingang und stieß ihn ins Innere des Schuppens. Thornton brauchte Sekunden, um sich an die plötzliche Dunkelheit zu gewöhnen. Langsam nahmen Ladekarren und Ballen Gestalt an; der schattenhafte Lastwagen überragte alles. Die Kartenspieler erhoben sich von ihren Ölkästen. Beide trugen Hüte, und die niedrig hängende Glühbirne ließ ihre Gesichter im Dunkeln.

»Also«, sagte der Mann mit der Sportjacke. »Warum hat Eberhart dich geschickt?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden. Ich kam nur zufällig vorbei und dachte...«

»Gib's auf. Angel, nimm ihm die Brieftasche ab!«

Jetzt konnte Thornton sehen, daß die beiden anderen Männer Lateinamerikaner waren. Einer von ihnen, klein und stämmig, zog die Brieftasche aus Thorntons Jacke und gab sie dem Mann

mit der Sportjacke. Der warf einen Blick hinein und reichte sie zurück.

»Sie haben einen Ausweis von Miami-South.«

»Natürlich«, sagte Thornton. »Ich arbeite für sie!«

»Jeder kann sich solche Ausweise besorgen. Ich selbst habe ein paar davon. Wie soll ich wissen, ob Sie nicht doch von Eberhart geschickt wurden?«

»Ich weiß nicht einmal, wer das ist.«

Der Mann mit der Sportjacke schien dies zu bezweifeln, sagte aber nichts mehr. »Wie haben Sie die Halle gefunden?« wollte er wissen.

»Das war nicht schwer. Jedes Lagerhaus im Umkreis von fünfundzwanzig Meilen wird überprüft. Es war ein Zufall, daß ich hier anfang.«

»Sie lügen.«

Thornton hob die Schultern: »Abwarten. Wenn ich mich nicht zurückmelde, ist die Polizei binnen einer halben Stunde hier.«

»Ich glaube immer noch, daß Sie lügen«, sagte der Mann. Doch er schien seiner Sache nicht mehr so sicher. »Falten Sie die Hände über dem Kopf!« Er wandte sich den beiden Lateinamerikanern zu. »Wir müssen das Zeug hier rausbringen. Zeit war es sowieso.«

Angel nickte. Der andere fragte: »Und was wird mit ihm?« Er war klein, schlank und dunkelhäutig. Das trübe Licht machte eine alte Messernarbe an seiner Schläfe gerade noch sichtbar.

»Wir haben keine Wahl«, sagte der mit der Sportjacke. »Wir holen auch seinen Wagen herein. Es wird mindestens ein paar Tage dauern, bis sie ihn finden. Vielleicht sogar Wochen.« Seine Stimme hörte sich an, als suche er einen Lagerplatz für Sperrgut. Thornton brauchte eine Weile, bis er begriff, daß soeben sein Tod beschlossen worden war.

»Und was mit der Polizei?« fragte Juan.

»Ich glaube nicht, daß sie in den Lagerhäusern herumschnüffeln. Und selbst, wenn es stimmt; was könnten wir sonst mit dem Burschen machen?«

»Okay, Roger«, sagte Juan.

Der kleine Mann mit der Narbe ging zum Lastwagen. Thornton hatte keine Angst, er war wie betäubt. Doch ein Teil seines Verstandes berechnete eiskalt seine Chancen, im festen Glauben, daß auf jede Maus ein Mauseloch wartete, sie mußte es nur rechtzeitig finden. Thornton schob sich zentimeterweise nach vorn, bis er genau vor der ungeschützten Glühbirne stand. Die Beine begannen ihm zu zittern. Er sah, wie Juan in das Führerhaus stieg. Im nächsten Moment sprang der starke Motor an. Juan würgte ihn ab, startete nochmals. Eine Fehlzündung irritierte Roger.

In diesem Augenblick lehnte sich Thornton nach vorn und zerschlug die Glühbirne mit dem Siegelring an seiner linken Hand. Mit einem Knall zerbarst die Birne; augenblicklich war die Halle in schwarze Finsternis getaucht. Thornton ließ sich zu Boden fallen – und im nächsten Moment pfiffen zwei Kugeln über ihn hinweg.

»Scheinwerfer an!« brüllte Roger. »Angel, hast du deine Kanone? Rüber mit dir zum Seitenausgang – laß ihn nicht entkommen! Juan, die Scheinwerfer!«

Thornton kam auf die Füße und spurtete zur Hintertür. Er rannte gegen einen Ladekarren, stieß sich das Schienbein, die Karre rollte davon, und sie schossen mit zwei Pistolen danach. Thornton lief weiter, einen Arm nach vorn gestreckt, den anderen vor dem Gesicht. Er rannte gegen einen Stützbalken, duckte sich. Da blendeten die Lichter des Lastwagens auf. Sie waren gegen das Haupttor gerichtet. Thorntons Ecke blieb finster.

»Angel!« rief der Mann mit der Sportjacke. »Bist du schon am hinteren Ausgang?«

»Gleich!« antwortete Angel. Seine Stimme klang erschreckend nahe. »Okay, Roger! Ich bin da.«

»Jetzt kommt er nicht hinaus. Juan! Haben wir noch Glühbirnen?«

»Ich glaube nicht.«

»Auch gut! Hol die Taschenlampe aus dem Führerhaus und bring sie hierher!«

Jetzt konnte Thornton den Seitenausgang sehen. Tageslicht fiel durch die Spalten der verzogenen Brettertür. Dann ein schwarzer Schatten davor, Angels Körper. Der Lichtkegel der Stablampe huschte in die Ecken des Schuppens, beleuchtete grobe Ballen und staubige Kartons. Thornton preßte sich flach an den Betonboden. Vor dem Lichtstrahl kroch er zur Seite, versuchte, hinter dem Stützbalken Deckung zu finden. Seine Schulter berührte einen weichen Ballen. Er robbte hinter den Packen und stieß mit der Hand gegen eine Holzkiste. Als er hineintastete, griff er Werkzeuge. Mit einem Schraubenschlüssel und einem schweren Hammer kroch er weiter.

»Angel, paß auf! Laß dich nicht überrumpeln.«

»Das schafft er nicht.«

»Juan! Siehst du was von ihm?«

»Noch nicht. Vielleicht steckt er hinter einem Baumwollballen.«

»Gib acht, daß er dich nicht anspringt!«

»Wenn er es versucht, verpasse ich ihm eine Kugel.«

Sie mußten laut brüllen, um das Motorengeräusch des Lastwagens zu übertönen. Seine Schuhe kratzten über den harten Boden, als er hinter einer Reihe Ballen entlangkroch, aber der Dieselmotor war zu laut. Thornton entdeckte plötzlich ein mit Brettern vernageltes Fenster. Er richtete sich auf und befühlte das Holz. Es war morsch. Hier sollte er eigentlich im ersten Anlauf durchbrechen können, vorausgesetzt, er wurde nicht vorher erschossen.

Der Strahl der Taschenlampe kam näher. Thornton schleuderte den Schraubenschlüssel durch die Halle; irgendwo polterte das Werkzeug gegen die Holzwand. Einer der Männer feuerte zwei Schüsse in die Richtung, der Lichtkegel schwenkte augenblicklich hin.

Thornton war sofort auf den Beinen. Er nahm einen kurzen Anlauf und warf sich mit der Schulter gegen die Bretter.

Sie hielten.

»Da drüben ist er!« brüllte Roger.

Thornton warf den Hammer nach der Taschenlampe und hörte einen Schmerzensschrei. Die Stablampe klirrte zu Boden, rollte langsam hin und her, beleuchtete jetzt den pockennarbigem Zementboden. Wieder warf sich Thornton gegen die Bretter; sie splitterten. Mit der Hand faßte er in den breiten Spalt, riß an den Brettern – sie gaben nach. Plötzlich blickte er in einen blaugoldenen Abendhimmel. Er hechtete kopfüber aus dem Fenster.

Seine rechte Schulter und sein Kopf schlugen unsanft auf die Betonfläche, aber er kam sofort wieder hoch. Die Seitentür wurde aufgerissen, krachte gegen die Hallenwand. Angel mußte im nächsten Moment um die Ecke des Gebäudes stürmen, Juan und Roger durch das Fenster klettern. Thornton rannte auf eine kleine Palmengruppe zu, dreißig Yards hinter der Lagerhalle. Schüsse krachten hinter ihm. Aber er wußte, daß es nicht leicht war, ein bewegliches Ziel mit einem Revolver zu treffen.

Da hörte er den scharfen, trockenen Knall einer Pistole. Er kam von vorn, aus Richtung der Palmen. Daran hatte er nicht gedacht. Im Kreuzfeuer warf er sich zu Boden. Er sah Roger und Angel herankommen; Juan folgte ihnen dichtauf. Er brauchte eine Weile, ehe er begriffen hatte, daß sie nicht auf ihn zielten, sondern auf den Mann hinter den Palmen.

Das Feuer wurde erwidert. Thornton hörte einen der Männer grunzen – es war Angel. Er faßte sich mit beiden Händen an den Leib und beugte sich vornüber. Dann setzte er sich hin, stöhnte

wieder und krümmte sich zusammen. Roger und Juan rannten in die Halle zurück.

Thornton blieb liegen und wartete. Er war zu benommen. Das Haupttor des Schuppens flog auf, der Lastwagen donnerte ins Freie, gewann rasch an Tempo. Wieder krachten Schüsse; der Lastwagen hatte jetzt den Highway erreicht. Er bog rechts ein, nach Nordost. Thornton sah dem Fahrzeug nach, solange es zu sehen war.

Dann hörte er Schritte. Der Heckenschütze beugte sich über ihn. Er war groß und hager, trug einen zerknitterten grauen Cord-Anzug und einen unauffälligen Binder. Seine kurzgeschnittenen Haare waren dunkelbraun, das Gesicht wirkte beinahe asketisch, doch vertrauenerweckend. Das Alter des Mannes war schwer zu schätzen; es mußte zwischen Dreißig und Vierzig liegen. Er blickte Thornton ausdruckslos an.

»Ich bin Stephen Dain«, sagte der Mann und steckte die Waffe ein. »Und Sie sind William Thornton, schätze ich.«

Der betont beiläufige Ton verriet Dains Gedanken: Wer anders als William Thornton konnte schon benommen am Boden liegen? Thornton erhob sich schnell.

»Ich möchte Ihnen danken«, sagte er. »Das Ganze tut mir sehr leid. Wahrscheinlich war es übereilt, allein hierherzukommen.«

Dain nickte: »Na ja, es wird nicht wieder vorkommen.« Thornton klopfte sich den Schmutz vom Anzug. Es kam ihm in den Sinn, daß nicht viel dazu gehörte, Mr. Stephen Dain unsympathisch zu finden.

Angel lag zusammengerollt am Boden, tot. Dain blieb eine Sekunde vor der Leiche stehen, hochgewachsen und mit leicht hängenden Schultern. Dann wandte er sich ab und ging durch das dunkelblaue Zwielflicht auf Thorntons Wagen zu.

»Was nun?« fragte Thornton.

»Wir verständigen die Polizei von Miami. Haben Sie sich die Zulassungsnummer des Lastwagens gemerkt?«

»Daran dachte ich wirklich nicht«, gestand Thornton. »Glauben Sie, die Polizei könnte den Wagen finden?«

»Darauf würde ich mich nicht verlassen«, meinte Dain. »Die Herren hier scheinen sehr gut organisiert zu sein.«

Dains Wagen parkte draußen am Highway, so nahmen sie Thorntons Auto und fuhren schweigend über die Landstraße, bis sie ein Restaurant fanden. Dain rief die Polizei an und gab – mit Thorntons Hilfe – eine Beschreibung des Lastwagens und seiner Insassen. Dann telefonierte er mit dem FBI-Büro in Miami. Als sie zum Schuppen zurückkehrten, waren die ersten Polizeieinheiten schon eingetroffen.

Ein Dutzend Beamte hatte sich vor der Halle versammelt. Die meisten von ihnen waren Spezialisten: Fotografen, Leute vom Erkennungsdienst und Waffenexperten. Die Dämmerung wich rasch der Dunkelheit; Scheinwerfer wurden aufgestellt. Ein grauhaariger Kriminalbeamter verhörte Thornton und machte sich Notizen in ein schwarzes abgegriffenes Buch. Thornton teilte ihm mit, was er wußte. Estella unterschlug er, dafür gab er die Geschichte von dem Mann mit dem deutschen Akzent zum besten.

Danach ließen sie ihn in Ruhe. Die Reaktion begann sich einzustellen. Thornton merkte plötzlich, daß ihm die Knie zitterten; ein leichtes Beben lief durch seine Hände. Er setzte sich auf das Trittbrett des Mordwagens und wartete. Zwei Zivilbeamte sprachen mit Dain. Ein dritter gab einen Funkbericht

durch. Thornton schaute zu und fragte sich, ob überhaupt jemand nach dem entkommenen Lastwagen fahndete. Das Ganze wirkte unorganisiert und possenhaft; aber wahrscheinlich wußten sie, was sie taten.

Mit einmal waren die Untersuchungen beendet. Angels Körper wurde in den Leichenwagen verfrachtet; die Spezialisten packten Kameras und Bandmaß ein. Fahrzeug um Fahrzeug verließ den Lagerschuppen.

Dain kam herüber und berührte Thornton an der Schulter.
»Wie war's mit einem Drink?«

»Klar, warum nicht?«

»Können Sie fahren?«

»Natürlich.«

Sie fuhren getrennt nach Miami und trafen sich in einer Cocktailbar an der Lincoln Road. Nach einem doppelten Scotch fühlte Thornton sich beinahe wieder wie ein Mensch. Jetzt vermochte er seinen Lebensretter mit mehr Aufmerksamkeit zu mustern.

Dain mußte Ende Dreißig sein. Obwohl ihm der Mann zuerst ungewöhnlich groß vorgekommen war, bemerkte Thornton nun, daß Dain nicht über einsfünfundachtzig maß. Aber seine gegerbte Hagerkeit ließ ihn größer erscheinen. Er war höflich, zurückhaltend, leise, sogar etwas verschlossen. Und hier, in der Bar, verriet nichts den Revolvermann. Fast nichts. Nur so viel war übriggeblieben, daß Thornton die zynische Härte in Dain spürte; eine Hol-dich-der-Teufel-Einstellung, die durch sein höfliches Wesen nur noch unterstrichen wurde. Thornton ertappte sich bei dem Gedanken, daß er nicht gern Dains Feind sein möchte; sogar seine Freunde nahmen sich vor ihm besser in acht.

Trotzdem trafen ihn Dains Worte unvorbereitet: »Mr. Thornton, Sie sollten ernstlich überlegen, ob Sie sich nicht doch lieber aus dieser Sache zurückziehen wollen.«

»Ich verstehe nicht.«

»Sie sind mit solchen Dingen nicht vertraut. Warum wollen Sie sich noch weiter darauf einlassen?«

»Ich ermittle im Namen der Miami-South-Exports«, sagte Thornton.

»Wozu? Der Fall wird von der Polizei bearbeitet, von den Versicherungen, vom Büro des District Attorney und von mindestens zwei Dienststellen der Bundesregierung. Es sind schon zu viele Finger im Topf.«

»Unser Interesse liegt doch auf der Hand«, beharrte Thornton. »Miami-South werden überprüft. Unsere Lizenz könnte verlorengehen. Deshalb wollen wir eigene, unabhängige Untersuchungen anstellen.«

»Sie glauben doch nicht im Ernst, daß man Ihre Firma für ein Verbrechen verantwortlich machen könnte, mit dem sie nichts zu tun hat?«

»O doch! Das glaube ich.«

Dain runzelte die Stirn, seine dunklen Augen blickten ins Leere. Umständlich zündete er sich eine Zigarette an, so, als habe er es gerade erst gelernt.

»Mr. Thornton, ich fürchte, Sie wissen nicht, wovon Sie reden. Sie sind ein Amateur, und kein besonders talentierter, wie ich gesehen habe. Sie sind heute knapp mit dem Leben davongekommen. Das nächstemal könnte es schlecht ausgehen.«

»Wahrscheinlich habe ich diese Rüge verdient«, sagte Thornton. »Ich bin Ihnen dankbar für meine Rettung, Mr. Dain. Aber Vorschriften brauchen Sie mir nicht zu machen.«

»Ich will Ihnen nur einen Rat geben.«

»Glauben Sie mir!« meinte Thornton. »Die Gefahren dieses Falles erkenne ich durchaus nicht. Aber es geschehen viele Verbrechen in unserem Land, und Amateure – auch Zeitungsre-

porter – untersuchen sie manchmal auf eigene Faust. Warum können wir die Sache nicht auf diese Weise ansehen?«

Dains Gesicht zeigte etwas wie Überraschung. »Was halten Sie von dem Fall?«

»Soweit ich es überblicke«, sagte Thornton, »fuhren mehrere bewaffnete Männer mit einem Lastwagen am Lagerhaus meiner Firma vor, präsentierten einen gefälschten Fahrauftrag und versuchten, eine Sendung landwirtschaftlicher Maschinen abzutransportieren. Als sie daran gehindert wurden, schossen sie gezielt.«

»Aha!« sagte Dain nach einer Weile. Seine Stimme klang gelangweilt.

»Gibt es andere Gesichtspunkte?« wollte Thornton wissen.

»Andere Gesichtspunkte sind nicht ausgeschlossen.«

»Und welche sind es?« fragte Thornton.

Dains Gesicht schien plötzlich versteinert, seine Augen abweisend. »Ich könnte Sie zwingen, Ihre Untersuchungen einzustellen«, sagte er.

Das war zuviel für Thornton. Die Ereignisse hatten sich so überstürzt, daß er sie kaum verarbeiten konnte. Zuerst der lange Flug von Indonesien nach Miami, über Rom, London und New York. Dann, schon am Tage seiner Ankunft, lockte ihn ein Mädchen in eine Falle; Verbrecher jagten ihn im Finsternen – wie ein Kaninchen. Und nun mußte er sich von einem eiskalten Agenten abkanzeln lassen. Überdies tat sein Schienbein höllisch weh.

»Hören Sie!« sagte Thornton mühsam beherrscht. »Zum Teufel mit Ihnen und Ihrem Fall. Sie können mir nichts befehlen, aber ich hab's satt. Ich mische nicht mehr mit.«

Obwohl Dain das gewünscht haben mußte, schien er sich nicht zu freuen. »Und was ist mit Miami-South?« erkundigte er sich.

»Zum Teufel auch damit!« fauchte Thornton. »Es ist Zeit, daß ich mal wieder die Tapeten wechsele.«

»Das tun Sie wohl ziemlich oft?«

»So oft es mir paßt. Noch Fragen?«

Stephen Dain schüttelte den Kopf.

»Dann leben Sie wohl, Mr. Dain! Nochmals besten Dank für die Lebensrettung. Und viel Glück bei der Arbeit.«

»Alles Gute, Mr. Thornton«, erwiderte Dain. »Vielleicht haben Sie eine sehr kluge Entscheidung getroffen.«

Diese Bemerkung wirkte auf Thornton eher deprimierend als beruhigend. Er verließ die Cocktailbar und fuhr zum Hotel. Sein Gehirn kündigte ihm den Dienst. Im Zimmer angekommen, zog er sich aus und ging zu Bett. Er schlief fast augenblicklich ein.

6

Am anderen Morgen ließ sich Thornton Kaffee und Toast bringen. Er hatte vor, nach New York zu gehen, dort besaß er einige gute Verbindungen. Aber es eilte nicht mit einer neuen Stelle. Er konnte sich ein wenig ausruhen, das Nachtleben genießen. Eine kleine Wohnung in New York sprang noch heraus.

Schon in der nächsten Minute kamen Thornton Zweifel. Er kannte sich. Statt eine Wohnung zu nehmen, würde er wieder im Hotel landen. Wahrscheinlich verging kaum ein Monat, bis er wieder die Reise nach Ostasien antrat.

Es war niederschmetternd. Thornton saß auf dem Bett, trank Kaffee und fragte sich, wie viele Hotels er in den letzten sechs Jahren von innen gesehen hatte. Auf wie vielen Flughäfen hatte er gewartet, an wie vielen Bushaltestellen und Bahnsteigen? Einst hatte ihm das Reisen Vergnügen bereitet, dann wurde es Routine, und jetzt glich ein Land dem anderen.

Das Telefon klingelte. Eine Schwester des Zentralkrankenhauses sagte ihm, daß Mr. James Hollis ihn um seinen Besuch bitte. Thornton sagte zu.

Im Zentralkrankenhaus herrschte die Stille eines Museums, in dem das Leid der Welt ausgestellt war. Die geschrubbten Korridore glänzten. In ihrem Spiegel sah Thornton flüchtig das Bild seiner sterblichen Hülle.

»Nur ein paar Minuten!« mahnte der Arzt. »Er ist immer noch sehr schwach.«

Thornton nickte und trat ein. Er sah ein junges, bleiches Gesicht in blendendweißen Kissen. Hollis konnte nur flüsternd sprechen.

»Mr. Thornton? Sie sind Mr. Thornton?«

»Ganz recht. Wie geht es, Hollis?«

»Oh, ganz gut. Mr. Ryerson war gestern hier. Er sagte, Sie ermitteln für die Firma.«

Thornton nickte widerstrebend.

»Ich wollte Sie warnen. Es sind gefährliche Leute, Mr. Thornton. Sie hätten sehen sollen, wie sie Jim Morrison umbrachten. Es war furchtbar.«

Noch furchtbarer fand Thornton die dünne, flüsternde Stimme des jungen Mannes.

»Sie schossen mit einer Art Maschinengewehr. Es sah aus wie eine lange Flinte, aber es schoß wie ein Maschinengewehr.«

»Hört sich an wie eine B.A.R.«, meinte Thornton.

»Was ist das?«

»Browning Automatic Rifle«, sagte Thornton stirnrunzelnd. Er konnte sich kaum vorstellen, daß ein Gangster dieses schwerfällige, unhandliche Schnellfeuergewehr benutzte. Wieder ein Detail in diesem mysteriösen Fall, auf das kein Reim zu machen war.

»Ich habe gelesen, daß Miami-South verdächtigt werden. Ist das nicht lächerlich, Mr. Thornton?«

»Natürlich!« nickte Thornton.

»Niemand von Miami-South würde so etwas tun. Sie erschießen doch nicht ihre eigenen Angestellten. Und gar einen Polizisten. Oder?«

»Natürlich nicht. Hollis, ich glaube, Sie sollten sich jetzt ausruhen, Sie sind noch ziemlich schwach.«

»Ja, Sir. Aber ich habe Sie hergebeten, um Ihnen noch etwas zu sagen. Vielleicht ist es nicht sehr wichtig.«

»Ja?« fragte Thornton.

»Einer der Männer trug einen Ring, ein komisches Ding mit einem blauweißen Adler darauf und drei roten Punkten. Vielleicht ist es das Erkennungszeichen eines Klubs oder einer Organisation. Womöglich können Sie dem nachgehen.«

»Ich werde es versuchen«, nickte Thornton. »Aber jetzt ruhen Sie sich aus!«

»Nicht der Mann mit der schwarzen Sportjacke trug den Ring.« Hollis' Stimme war jetzt so leise, daß Thornton sich über ihn beugen mußte. »Es war der, den sie Juan nannten. Aber vor dem mit der Sportjacke müssen Sie auf der Hut sein. Er hat mit dem Maschinengewehr geschossen.«

Thornton bedankte sich und ging. Auf dem Korridor fragte er den Arzt nach Hollis' Befinden.

»Ich glaube, er kommt durch«, meinte der Doktor. »Die Kugel drang schräg in die Brust und trat an der Seite wieder aus. Lebenswichtige Organe wurden nicht getroffen, aber der Schock und der hohe Blutverlust...«

Thornton dankte dem Arzt und verließ das Krankenhaus. Im Hotelzimmer warf er sich in einen Sessel und legte die Beine auf seinen Koffer. Er versuchte nachzudenken.

Diese Affäre ging ihn nichts an. Ryerson konnte ohne weiteres einen anderen mit den Untersuchungen betrauen. Hollis war im Zentralkrankenhaus gut versorgt. Und Mr. Stephen Dain benötigte offenbar keine Hilfe.

Da war noch Estella. Sie schien sich auf ein gefährliches Spiel eingelassen zu haben. Ein schönes Mädchen. Ihretwegen hätte er um ein Haar ins Gras beißen müssen.

Thornton zündete sich eine Zigarette an, rauchte sie zur Hälfte und drückte sie aus. Dann begann er in seinem Zimmer auf und ab zu wandern. Der Besuch bei Hollis hatte nichts geändert. Unter den gegebenen Umständen war eine baldige Abreise das Vernünftigste, was er tun konnte. Nicht, daß er sich drücken wollte. Es hieß nur, den Schwierigkeiten anderer Leute aus dem Weg zu gehen.

Abrupt griff er nach dem Telefonhörer, verlangte den Flughafen und buchte einen Flug nach New York. Zehn Minuten nach Mitternacht ging seine Maschine. Die Würfel waren gefallen.

Nein, er mußte Ryerson noch Bescheid geben. Thornton begann, die Nummer der Firma zu wählen, hielt plötzlich inne. Wieder lief er auf und ab.

New York, und wieder ein Hotelzimmer. Vielleicht würde er im Statler absteigen. Ein neuer Job war rasch gefunden. Und dann wieder ins Ausland. Im Londoner Ritz kannte man ihn schon, und in Paris wohnte er gewöhnlich im Georges Cinq. Auch Rom hatte sein Ritz. Istanbul war ein Problem, doch neuerdings gab es dort ein Hilton. Telegrafische Vorausbestellung, fünf Gepäckstücke...

Das Telefon klingelte. Er nahm den Hörer ab, und eine unbekannte Stimme fragte, ob dort Mr. Thornton sei.

»Ja. Wer spricht?«

»Mr. Thornton, ich frage mich, ob wir uns bald über eine Sache unterhalten könnten, die uns beiden Nutzen bringt.«

»Schon. Aber Nutzen wovon?«

»Eine Sendung Landmaschinen.«

»Wenn Sie einen Auftrag geben möchten –«

»Nein, Mr. Thornton. Sie kennen den Auftrag, von dem hier die Rede ist. Ich vertrete einen sehr interessierten Kunden.«

»Ich fürchte, ich verstehe nicht.«

»Sie enttäuschen mich, Mr. Thornton. Bitte stellen Sie sich nicht dumm. Die Auftragsnummer ist A-42.«

»Wenn Sie die gestohlene Sendung meinen – sie ist immer noch gestohlen.«

»Dann hat man Ihnen also einen höheren Preis geboten? Ich hoffe, Sie haben noch nicht akzeptiert.«

»Anscheinend verstehen Sie mich nicht. A-42 wurde geraubt, sonst wäre sie jetzt verkauft. Ich habe keine Ahnung, wo sie steckt. Ist das klar?«

»Sehr klar, aber äußerst unglaublich. Also, Mr. Thornton: Überlegen Sie sich's noch einmal!«

»Wer, zum Teufel, spricht dort?«

»Wir sind bereit, Ihnen eine Sonderprämie zu zahlen. Ich bin sicher, daß wir einig werden.«

»Wer, zum Teufel, sind Sie?« schrie Thornton. »Sind Sie Eberhart?«

»Es war mir ein großes Vergnügen, mit Ihnen zu sprechen«, sagte der andere. »Wir müssen uns bald wieder unterhalten.«

In der Leitung klickte es; der Fremde hatte aufgehört. Thornton legte nachdenklich den Hörer auf die Gabel. Der Mann hatte mit kaum merklichem deutschem Akzent gesprochen. Das hellte Thorntons Laune auf. Das Ganze war zu absurd und finster. Vielleicht hatte Mr. Eberhart wirklich einen Klumpfuß und einen Schmiß. Thornton hoffte es wenigstens.

Er konnte sich nicht entscheiden. Es war einfach unmöglich, die Gefühle richtig einzustufen, die mit Ryerson, Hollis, Estella und Dain für ihn verknüpft waren. Wie sollte er unterscheiden

zwischen Loyalität und augenblicklichem Reiseüberdruß? Er konnte sich nicht einmal darüber klarwerden, ob er tatsächlich seine Ansicht geändert hatte oder nur den Weg des geringsten Widerstandes ging.

Thornton nahm den Hörer ab und rief Stephen Dain im Hotel an.

»Mr. Dain? Ich habe mich entschlossen, mit von der Partie zu bleiben, bis die Firma Miami-South Exports reingewaschen ist.«

»Das soll mich freuen«, sagte Dain.

»Ich weiß nicht, ob Sie Mr. Ryerson schon informiert hatten, aber –«

»Nein. Ich rechnete damit, daß Sie Ihre Ansicht ändern könnten.«

»Aha. Ich habe übrigens Neuigkeiten.«

»Fein. Auch ich habe einige Entdeckungen gemacht, die Sie interessieren dürften. Macht es Ihnen etwas aus, hierher zu fahren?«

»Ich komme sofort«, erklärte Thornton. Zu seinem eigenen Erstaunen empfand er Erleichterung. Bevor er sein Hotel verließ, ließ er den Platz nach New York streichen.

7

Als Thornton eintrat, saß Dain hinter einem langen Tisch. Vor ihm lagen, korrekt geordnet, Papiere und Akten, an der Seite lag ein schwarzgebundenes Buch. Thornton las die Aufschrift »Schiffsliste – Südhäfen«. Daneben eine Karte von Florida und der Karibischen See. Ein halbes Dutzend scharf gespitzter Bleistifte stak in einem Wasserglas; daneben stand eine Kaffeekanne. Dain hatte der Septemberhitze nur wenige Konzessionen gemacht. Seine Jacke hing über der Stuhllehne, die Krawatte war gelockert, und die Hemdsärmel hatte er bis zu

den Ellbogen hochgerollt. Jetzt glich er einem ungewöhnlich gewissenhaften Büroangestellten. Es bereitete Thornton Mühe, in ihm den Stephen Dain wiederzuerkennen, der noch vor kurzem einen Mann erschossen hatte, und das mit einer Sicherheit, die auf Praxis schließen ließ.

»Kommen Sie rein und setzen Sie sich!« sagte Dain. »Wollen Sie eine Tasse Kaffee?«

»Nein, danke! Störe ich?«

»Gar nicht. Ich habe einige Berichte zusammengestellt, bin aber jetzt fertig.«

»Hat die Polizei den Lastwagen gefunden?«

»Nein. Sie fahnden noch. Mr. Thornton, würden Sie mir sagen, warum Sie nun doch an dem Fall weiterarbeiten wollen?«

Diese Frage hatte sich Thornton selbst schon gestellt. Sicher war es nicht die Lust am Nervenkitzel und schon gar nicht die Sehnsucht nach Mr. Stephen Dains Gesellschaft.

»Ich glaube, es war mir einfach zu dumm, weiterhin von einem Hotel zum anderen zu ziehen«, sagte er in beiläufigem Ton.

»Das kann ein sehr gewichtiger Grund sein«, nickte Dain. »Man wird es eines Tages müde, aus dem Koffer zu leben.«

»Genau das ist es.«

Dain lächelte. »Sie erwähnten eine Information, die Sie mir geben wollten?«

Thornton erzählte ihm, was Hollis über Juans Ring gesagt hatte; dann berichtete er von dem Telefonanruf des vermutlichen Mr. Eberhart. Dain lehnte sich in seinem Sessel zurück und blickte zur Decke empor. Er verriet keinerlei Interesse an Thorntons Worten. Doch bat er ihn, die Beschreibung des Ringes zu wiederholen.

»Ein blauweißer Adler mit drei roten Punkten über dem Kopf. Ist es wichtig?«

»Nicht besonders. Aber es rundet das Bild ab.«

»Welches Bild?« Als Dain keine Antwort gab, fuhr Thornton fort: »Mr. Dain, ich glaube nicht, daß Sie mir gegenüber sehr offen sind.«

»Vielleicht nicht«, meinte Dain, ohne eine Miene zu verziehen.

»Das gefällt mir nicht. Ich glaubte, wir würden zusammenarbeiten und Informationen austauschen. Ich habe Ihnen nun alles gesagt, was ich weiß.«

»Und Sie haben das Gefühl, daß Offenheit mit Offenheit belohnt werden muß?«

»Sicher.«

»Richtig«, nickte Dain. »Ich werde mir diesen Grundsatz merken.«

Dain erhob sich. Er ging zur Schlafzimmertür und öffnete sie. Estella trat heraus. Ihr linker Arm war verbunden, und der Blick, den sie Thornton zuwarf, ließ, milde gesagt, auf starke Antipathie schließen.

»Haben Sie ihn schon durchsucht?« fragte sie Dain. »Vielleicht ist er bewaffnet.«

»Ich glaube nicht, daß es im Augenblick nötig ist«, erwiderte Stephen Dain.

»He – Moment mal!« rief Thornton. »Was soll das nun wieder?«

»Miss Vargas vermutet«, sagte Dain, »daß Sie ein Agent im Dienste einer ausländischen Macht sind.«

Es war so lächerlich, daß Thornton kaum an sich halten konnte. Aus Dampf Geister zu machen – das brachte nur ein Regierungsagent fertig. Als nächstes würde ihn Dain beschuldigen, ein Kommunist zu sein. Damit mußte er sich bei der schönen, aber zweifellos hysterischen Miss Vargas angesteckt haben.

»Natürlich gibt es gewisse Gründe für Miss Vargas' Verdacht. Wollen Sie sie kennenlernen?«

»Sicher! Ich werde mir mit Vergnügen alles anhören, was sich Miss Vargas aus den hübschen Fingern gesogen hat.«

»Gut! Dann fangen wir vorn an«, sagte Dain mit unbewegter Miene. »Mr. Thornton – ganz offen – –, wollen Sie immer noch behaupten, daß die gestohlene Sendung A-42 nur aus Landmaschinen bestand?«

8

»Natürlich!« erwiderte Thornton automatisch.

»Er lügt«, sagte Estella Vargas. »Sehen Sie nur sein Gesicht an. Man merkt, daß er lügt.«

»Moment!« meinte Dain. »Bleiben wir logisch. Sie haben doch sicher bemerkt, Mr. Thornton, daß sich die Polizei von Miami ungewöhnlich aktiv eingesetzt hat?«

»Natürlich, es ist ein Mord geschehen.«

»Sie wissen auch, daß sich der FBI und das Finanzministerium eingeschaltet haben – in einem Maße, das selbst Ihnen seltsam vorkommen muß.«

»Darüber habe ich noch nicht nachgedacht«, erklärte Thornton. »Von den Methoden der Polizei weiß ich herzlich wenig.«

Estella blickte ihn mißtrauisch an. Sie wollte etwas sagen, ließ es aber sein.

»Der Einsatz städtischer und staatlicher Polizei, des FBI«, fragte Dain, »und des Finanzministeriums bei einem lokalen Mordfall kommt Ihnen nicht merkwürdig vor?«

»Wenn Sie es so ausdrücken, doch«, meinte Thornton.

»Und das Verbrechen selbst?« wollte Dain wissen. »Sehen Sie etwas Ungewöhnliches daran?«

»Ich glaube nicht«, antwortete Thornton. »Eine Räuberbande drang in ein Lagerhaus ein. Als sie auf einen Wächter und einen Polizisten stießen, verloren sie vermutlich die Nerven.« Er dachte eine Sekunde nach. »Lagerhausdiebstahl hat es immer gegeben.«

»Natürlich. Aber in diesem Fall kannten die Gangster die Versandmethoden sehr genau. Sie waren überaus vorsichtig, und sie hatten viel Zeit. Zwar stand ihnen ein großer Lastwagen zur Verfügung, doch rührten sie außer der Sendung A-42 nichts an. Bei der Überprüfung der Lagerliste fand ich heraus, daß viel wertvollere Dinge in der Halle lagen, Waren, die man auch rascher losschlagen kann als Landmaschinen.«

»Daran habe ich auch schon gedacht«, nickte Thornton. »Vielleicht wußten die Gangster das nicht.«

»Viele Kisten waren deutlich nach Inhalt gekennzeichnet. Neben den gestohlenen Waren stand eine Kiste mit Schreibmaschinen, weit besser verkäuflich als Landmaschinen und wertvoller im Verhältnis zum Gewicht. Noch wertvoller war ein großer Posten Transistorteile, auch leichter zu transportieren. Ich fand auch Bohrer mit Diamantbesatz. Aber laut Hollis war die Bande nur an fast unverkäuflichen Landmaschinen interessiert.«

»Schön«, sagte Thornton, »ich gebe zu, daß hier etwas verdammt merkwürdig ist. Wenn die Sendung A-42 nicht aus Landmaschinen bestand, was, zum Teufel, enthielt sie dann?«

»Gewehre und Munition«, sagte Estella. »Und das wissen Sie genau.«

»Unmöglich!« Thornton schüttelte den Kopf. »Lächerlich. Wir bestellten die Maschinen für Delacourt, einen vollkommen einwandfreien Kunden. Der Auftrag ging an die Boyce-Danvin Company, eine fast hundert Jahre alte Firma. Die Ware kam von Birmingham nach Miami in versiegelten Kisten. Den Transport besorgte eine autorisierte Speditionsfirma. Danach...«

»Wir kennen alle Stationen der Sendung«, meinte Dain. »Die Kisten enthielten Kriegsmaterial, genau wie die beiden

vorausgegangenen Sendungen, die Sie für Delacourt abwickelten.«

»Halt! Einen Moment –«

»Wir verfolgen den illegalen Waffenexport aus den Staaten schon einige Zeit«, erklärte Dain. »Es fehlt nicht an Beweisen, daß Miami-South Exports in die dunklen Geschäfte verwickelt ist, mit oder ohne Wissen.«

Thornton kam sich vor, als überfiele ihn ein Alptraum. Dains Gesicht war ausdruckslos, wie das eines Mannes, der ein Präparat unter dem Mikroskop untersucht. Vielleicht war er einem harmlosen Mikroorganismus auf der Spur, vielleicht aber auch einem gefährlichen Seuchenbazillus.

»Nehmen wir einmal an, Ihre Indizien seien stichhaltig«, sagte Thornton. »Das beweist aber noch nicht, daß Miami-South in die Sache verwickelt ist. Verschlossene Kisten öffnen wir nicht. Wir setzen voraus, daß uns das geliefert wird, was bestellt wurde.«

»Kaum zu glauben.«

»Es stimmt aber. Außerdem: Wenn Sie wußten, daß wir Waffenhandel trieben – warum machten Sie keine Hausdurchsuchung?«

»Die Zollbehörden wollten diese Sendung am Kai beschlagnahmen. Sie verzögerten die Aktion solange wie möglich, weil sie hofften, die Hintermänner aufzuspüren. Es muß etwas durchgesickert sein. Die Sendung wurde gestohlen, um die Beschlagnahme zu verhindern.«

»Ich verstehe.«

»Die Waffen dürfen auf keinen Fall ihren Bestimmungsort erreichen«, sagte Estella.

»Das leuchtet mir ein«, nickte Thornton. »Aber würde es Ihnen etwas ausmachen, mir den Grund dieses Kreuzverhörs zu erklären?«

Dain und Estella tauschten einen Blick. Dann meinte Dain: »Ich möchte Sie nicht zu Unrecht verdächtigen. Aber es gibt da manche Dinge in Verbindung mit Ihrer Person, die schwer zu durchschauen sind. Abgesehen von Ihrer Vergangenheit, die dunkle Punkte aufweist, haben sich die Ereignisse seit Ihrer Ankunft in Miami geradezu überstürzt.«

Jetzt hatte Thornton das Gefühl, vom Alptraum geradewegs in einen Fieberwahn zu taumeln. »Was ist mit meiner Vergangenheit nicht in Ordnung? Wovon in aller Welt reden Sie?«

»Wollen Sie nicht wenigstens aufhören, den beleidigten Ehrenmann zu spielen?« sagte Estella. »Das steht Ihnen nicht, Thornton.«

»Sie sind entweder hysterisch oder von Sinnen, Miss Vargas.«

»Wirklich? Warum hielten es die indonesischen Behörden für besser, Sie 1958 wegen des Verdachts von Waffenschmuggel für die Rebellen auf Sumatra zu verhaften?«

»Alle Ausländer wurden damals auf Sumatra festgenommen«, erwiderte Thornton. »Die Behörden in Djakarta hatten eine Zeitlang den Kopf verloren. Außer Waffenschmuggel warf man mir noch vor, ein Kommunist, ein Faschist, ein Revolutionär und zuletzt ein holländischer Terrorist zu sein. Geht aus Ihrer Akte hervor, daß man mich sehr rasch wieder entließ?«

»Auf Ersuchen des Außenministeriums der Vereinigten Staaten«, nickte Dain.

»Und daß die Anklage zurückgezogen wurde? Daß ich heute noch in Indonesien einreisen darf?«

»Stimmt genau!« sagte Dain. »Für sich allein hat der Vorfall auch nichts zu bedeuten. Aber da ist noch Ihre unglückliche Verbindung mit Edgar-Johnson-Händlern. Zwei leitende Angestellte dieser Firma sitzen gerade Gefängnisstrafen ab – wegen Waffenschmuggels nach Nordburma.«

Thornton fühlte, wie ihm die Röte ins Gesicht schoß. Er hatte es bisher vorgezogen, diese kurze und unselige Zusammenarbeit mit den Johnson-Leuten zu vergessen.

»Ich wußte nichts von den illegalen Geschäften der Firma. Meine Arbeit beschränkte sich auf Routinegeschäfte. Überdies ergaben die Nachforschungen, daß die meisten Angestellten keine Ahnung von diesen Dingen hatten.«

»Auch das ist richtig. Es gab keine direkten Beweise gegen Sie, und man hat Sie auch nicht vorgeladen. Aber Sie scheinen Pech zu haben, Mr. Thornton. Wo immer Sie auftauchen, werden illegale Warengeschäfte abgewickelt.«

»Das gilt für jeden Vertreter in Ostasien«, sagte Thornton. »Ebenso in Afrika und Südamerika. Jeder weiß, daß Waffen geschmuggelt werden. Aber nicht jeder hat seine Finger drin.«

»Mr. Eberhart glaubt, daß Sie sehr viel damit zu tun haben.«

»Mr. Eberhart irrt sich.«

»Warum wandten Sie sich nicht an die Polizei oder an mich, als Miss Vargas Sie über das Versteck der gestohlenen Waren informierte?«

»Ich wollte erst nachsehen, ob die Kisten wirklich dort waren.«

»Sie fuhren selbst zu dem Schuppen, obwohl Miss Vargas Sie gebeten hatte, ihre Angaben vertraulich zu behandeln.«

»Das war eine verdamnte Dummheit von mir«, gab Thornton zu. »Aber Sie haben gesehen, was dort passierte. Um ein Haar wäre ich getötet worden.«

»Was ich sah«, meinte Dain, »kam mir vor wie eine Schießerei. Sie war hübsch geplant und gut ausgeführt. Immerhin könnte sie echt gewesen sein. Aber dann waren die Kameraden verdammt schlechte Schützen.«

»Sie glauben an eine Komödie?« fragte Thornton.

»Weiß nicht. Ich weiß nur, daß die Waffensendung wieder verschwunden ist. Außerdem weiß ich, daß Miss Vargas erheblich gefährdet ist, seit sie mit Ihnen sprach.«

»Und daran bin ich auch schuld?«

»Gestern abend«, sagte Dain, »hat jemand auf Miss Vargas geschossen – knapp vier Stunden nach Ihrem Gespräch. Die Kugel traf ihren Unterarm.«

»Welche Rolle spielt sie überhaupt?« wollte Thornton wissen.

»Sie arbeitet für die Regierung von Coruna.«

Thornton nickte. Coruna war eine kleine mittelamerikanische Republik, eingekeilt zwischen Nicaragua, Honduras und El Salvador. Soviel er wußte, war es ein friedliches Land mit relativ hohem Lebensstandard. Eine vom Volk gewählte Regierung war seit drei Jahren an der Macht; vorher hatte man eine Militärjunta unter Francisco Rojas gestürzt. Innerhalb der letzten sechs Monate waren zwei Revolten ausgebrochen und niedergeschlagen worden. Es gab auch genug Anzeichen für eine bevorstehende Invasion. Nach Thorntons Dafürhalten brauchte Coruna eher eine verlässliche Armee als einen Geheimdienst.

»Miss Vargas arbeitete völlig unerkant«, erklärte Stephen Dain. »Bis gestern abend.«

»Sehr gut!« sagte Thornton ironisch. »Als Meisterspion habe ich befohlen, daß sie zu ermorden ist. Was habe ich sonst noch auf dem Kerbholz?«

»Ich möchte wissen«, meldete sich Estella zu Wort, »warum Sie sich erst zurückgezogen und dann doch wieder mitarbeiten wollten. Fürchteten Sie eine Entdeckung? Oder bot man Ihnen mehr Geld?«

»Das ist es, natürlich!« knurrte Thornton. »Warum lassen Sie mich nicht verhaften?«

»Bitte bleiben Sie ruhig, Mr. Thornton«, sagte Dain.

»Warum, zur Hölle, sollte ich das? Sie rufen mich hierher und werfen mir vor: Waffenschmuggel, Mord an einem Polizisten, schwere Körperverletzung und Anstiftung zum Mordversuch an Miss Vargas. Warum verhaften Sie mich nicht einfach und schließen die Akten?«

»Niemand hat von einer Verhaftung gesprochen«, meinte Dain. »Versetzen Sie sich in meine Lage. Ich will verhindern, daß diese Waffenlieferung ihre Auftraggeber erreicht. Es ist meine Pflicht, jeder Spur nachzugehen. Warum sollte ich mich da um Sie ausgerechnet nicht kümmern?«

»Das verwehre ich Ihnen ja gar nicht. Aber Ihre Beschuldigungen –«

»Ich habe nicht beschuldigt, ich habe gefragt. Wenn ich das Gefühl hätte, daß Sie wirklich in die Sache verwickelt sind, hätte ich Ihnen es nicht auf die Nase gebunden. Ich hätte gewartet, bis genügend Beweise vorliegen, und Sie dann im richtigen Moment festgenommen.«

»Mr. Dain«, sagte Estella, »ich verstehe Sie nicht ganz. Wir wissen nicht, für wen dieser Mann arbeitet. Offensichtlich –«

Dain winkte ab. »Sie dürfen sich nicht hinreißen lassen, Miss Vargas. Ich bin froh, daß die Sache bereinigt ist. Wir müssen offen und eng zusammenarbeiten.«

»Zusammenarbeiten? Das ist sinnlos. Thornton ist entweder ein Verbrecher oder ein Narr, in jedem Fall aber eine Gefahr.«

Eindringlich wiederholte Thornton es ihr: »Ich erhielt keine Informationen über die Hintergründe dieses Falles. Als ich begann, mich damit zu befassen, war ich erst einige Stunden in Miami, nach fast zwei Jahren im Fernen Osten. An eine Zusammenarbeit mit mir brauchen Sie keinen Gedanken zu verschwenden. Sie wären die letzte Person, mit der ich arbeiten möchte.«

Dain lehnte sich in seinen Sessel zurück. Er lächelte, obwohl es nach Thorntons Ansicht wirklich nichts zu lachen gab. »Also«, meinte Dain. »Das wichtigste ist jetzt, die Waffen abzufangen,

bevor sie ihren Bestimmungsort erreichen. Ich denke, darin sind wir einig.«

Thornton und Estella blickten ihn finster an. Für den einen Augenblick wenigstens waren sie einer Meinung: In ihrer Abneigung gegen Stephen Dain.

»Dann also an die Arbeit!« sagte Dain ungerührt. »Ich glaube, Sie müssen noch weitere Informationen beschaffen, Miss Vargas?«

Estella nickte widerwillig.

»Thornton und ich«, fuhr Dain fort, »müssen einige Leute interviewen. Ist es nicht so?«

Thornton nickte. Erst später fiel ihm ein, daß Dain ihn auf diese Weise sehr gut im Auge behalten konnte.

9

Zuerst besuchten sie das FBI-Büro in Miami-City. Über einen grauen Korridor gelangten sie zu einem Raum im hinteren Teil des Gebäudes. Dain klopfte an und trat sofort ein.

Es war ein kleines, sonniges Büro mit praktischen Stahlmöbeln und einem Ledersessel. Ein blonder junger Mann saß darin und las Zeitung. Jetzt faltete er sie zusammen.

»Der verlorene Sohn kehrt zurück«, sagte er mit dem weichen Tonfall des Südstaatlers.

»Tag, Tom«, erwiderte Dain. »Darf ich dich mit Mr. William Thornton bekannt machen? Er arbeitet mit mir an dem Lagerhausfall. Thornton, das ist Toni Davies.«

Sie schüttelten sich die Hände. »Du arbeitest jetzt für das Außenministerium, Steve?« fragte Davies.

»Nein, für das Finanzministerium.«

»Deinem Stellungswechsel konnte ich noch nie folgen«, meinte Davies und zündete sich einen leichten braunen Zigarillo an. »Ich wußte nur, daß du wieder hier unten bist, aber es sagt mir ja keiner, in welcher Sache. Solche Kleinigkeiten werden übersehen.«

Dain setzte sich und verschränkte die Hände im Nacken.

Er schien vor sich hin zu träumen.

»Also«, sagte Davies, »du möchtest Angaben über die gestohlenen Maschinen?«

»Mr. Thornton weiß Bescheid«, stellte Dain richtig.

»Ich verstehe.« Davies nickte.

»Mehr weiß Mr. Thornton allerdings nicht«, setzte Dain hinzu.

»Viel mehr gibt es auch nicht zu wissen«, sagte Davies. »Noch immer haben wir den Lastwagen nicht aufgegriffen. Im Umkreis von zwanzig Meilen wurden Straßensperren um Miami postiert. Aber ich glaube, zu spät. Oder sie haben den Lastwagen ganz in der Nähe versteckt. Die Fahndung läuft weiter.«

»Keine Beschreibung des Wagens?« fragte Dain.

»Nicht die Bohne. Wahrscheinlich ist er mittlerweile umgespritzt und mit neuen Nummernschildern versehen. Nach meiner Meinung wird er überhaupt nicht mehr benutzt. Wahrscheinlich gondeln die Kisten in einem Heuwagen oder unter einer Ladung Gemüse durchs Gelände.«

»Gibt es keine Informationen aus den üblichen Quellen?« wollte Dain wissen.

»Diese Quellen scheinen plötzlich ausgetrocknet zu sein. Es ist eine ziemlich dicke Sache, Steve. Ungefähr eine Million Dollar wert. Vielleicht haben die Leute Angst.«

»Wie stehen die Chancen, daß die Waffen über die Grenze kommen?« fragte Thornton.

Die beiden anderen blickten ihn mit kaum verhohlener Überraschung an. Thornton hatte das unangenehme Gefühl, in einen Privatklub geplatzt zu sein.

»Das ist schwer zu sagen«, erklärte Davies. »Florida ist mit nicht weniger als achtzehn Hochseehäfen gesegnet, Note ausgezeichnet bis passabel. Das gilt für den Fall, daß sie einen regulären Hafen benutzen. Wenn sie aber die Ware mit Leichtern zu einem draußen wartenden Schiff bringen, wird es noch schwieriger. Florida hat mehr als dreitausend Meilen Strand.«

»Noch was?« fragte Dain.

»Ja. Der Mann, den du am Lagerhaus erschossen hast, hieß Angel Morales. Aus Puerto Rico. Dort hat er drei Jahre wegen schweren Raubes gesessen. Vorher hatten sie ihn schon einmal in New York wegen Rauschgifthandels aufgegriffen, mußten ihn aber laufenlassen. Wir fanden Fingerabdrücke von dem Mann, der auf den Namen Juan hört. Aber die Kartei kennt ihn nicht. Der mit der schwarzen Sportjacke ist Roger Sticcini. Ein Gangster aus Tampa. Hat von 1938 bis 1945 wegen schweren Raubes gesessen. 1949 in Jacksonville unter Mordanklage, aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Danach verdingte er sich einige Male als Söldner, bei den Jimenez-Truppen in Venezuela war er sogar Captain. Für eine Weile ließ er sich von den Somozas anheuern, aber sie warfen ihn aus Nicaragua hinaus – Gründe sind nicht bekannt. In den letzten zwei Jahren lag nichts gegen ihn vor. Für wen er jetzt arbeitet, wissen wir nicht.«

Davies lächelte bei seinem letzten Satz; Dain lächelte auch. Die Klubkameraden genossen einen Witz für Eingeweihte.

»Hast du jemals von einem Mann namens Eberhart gehört?« fragte Dain.

»Nein, aber ich werde in der Kartei nachsehen. An welcher Stelle kommt er ins Spiel?«

»Noch nirgends«, erwiderte Dain. »Aber er drängelt sich ein. Danke, Tom. Ruf mich an, wenn du was hörst.«

»Kannst dich drauf verlassen«, nickte Davies. »Wiedersehen, Mr. Thornton.«

Sie fuhren zum Büro der Miami-South. Ryerson sah in seinen Hemdsärmeln müde und überfordert aus. Der Direktor begrüßte Stephen Dain höflich, konnte aber nicht verhindern, daß sich seine Lippen zusammenpreßten.

»Mr. Ryerson«, sagte Dain, »anscheinend hat es ein paar Mißverständnisse zwischen Ihnen und den Untersuchungsbehörden gegeben.«

»Mißverständnisse!« knurrte Ryerson. »Leute wie Sie wollen mich um meine *Lizenz* bringen.«

»Die Verbrecher wußten über Ihre Firma ungewöhnlich gut Bescheid«, erklärte Dain. »Doch mit Ihrer Hilfe wird sich das bald aufklären lassen, schätze ich.«

»Vielleicht«, sagte Ryerson zweifelnd.

»Ich würde gern hören, was Sie über die Delacourt Company wissen.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Vor ungefähr einem Jahr traten sie zum erstenmal an uns heran. Sie wollten Waren für Kunden in der Dominikanischen Republik, in Mexiko und Venezuela exportieren. Wir holten Auskünfte ein, die Firma war kreditwürdig. Deshalb kauften wir die Waren und verschifften sie im Auftrag von Delacourt. Die Sendung A-42 wäre die dritte gewesen.«

»Wo bestellten Sie?« erkundigte sich Dain.

Ryerson zog eine Handakte aus der Schublade. »Zuerst bei Boyce-Darwin. Davor bestellte Delacourt Schreibmaschinen, Büroartikel und Ersatzteile für Dieselmotoren. Hier sind die Rechnungen.«

Dain warf einen Blick auf die Papiere und nickte. »Das meiste wurde bei Boyce-Darwin bestellt?«

»Stimmt.«

»Wie ich sehe, wurden die früheren Sendungen auf Schiffe verladen, die unter Panamas Flagge fuhren und einem Styvos Marrachios gehörten. Gab es Gründe für die ausschließliche Benutzung dieser Reederei?«

»Der Kunde hatte schon früher mit Marrachios zusammengearbeitet«, meinte Ryerson, »und der Transport war nicht unsere Sache. Die Frachtbriefe lauteten ›frei an Bord‹ des Dampfers. Den Hafen schrieb uns Delacourt vor.«

»Welcher war das?«

»Port Cocoa, ein paar Meilen nördlich von hier.«

»Wer transportierte die Waren vom Produzenten in Ihr Lager?«

»Die Spedition Acme-Central. Phil Jackson kann Ihnen die Einzelheiten sagen. Er ist dafür verantwortlich.«

»Könnte ich ihn sprechen?« fragte Dain.

»Er ist hinten, im letzten Raum links«, sagte Ryerson.

Jackson beaufsichtigte die Verladung von Kühlschränken. Er war ein braungebrannter kleiner Mann mit spitzem Frettchengesicht und blaßblauen Augen.

»Sicher«, beantwortete er Dains Frage. »Ich kümmere mich um den Vortransport der Ware vom Produzenten zum Lager und später vom Lager zum Schiff. Das ist mein Job.«

»Warum beauftragten Sie Acme-Central?«

»Sie machten das beste Angebot«, sagte Jackson. »Wir geben ihnen fast immer die Transporte aus der Gegend von Birmingham. Es ist eine gute Firma. Ihre Frachtraten sind erträglich, und sie halten sich an die Termine. Beides ist sehr wichtig in unserem Geschäft.«

»Haben Sie früher eine andere Spedition benutzt?«

»Ja, Southeastern Express.«

»Und warum jetzt nicht mehr?«

»Das lag nicht an uns. Sie traten selbst zurück, weil die Florida-Transporte angeblich nicht rentabel waren.«

»Das war wahrscheinlich damals, als der Präsident der Southeastern wegen passiver Bestechung vor Gericht kam?«

»Wahrscheinlich«, nickte Jackson. »Aber weder meine Firma noch ich hatten etwas damit zu tun. Jetzt arbeiten wir eben mit Acme zusammen. Werden die auch überprüft?«

Dain schwieg und lächelte.

»Sie können unsere Korrespondenz mit Acme-Central durchsehen«, meinte Jackson. »Es ist alles in Ordnung.«

»Daran zweifle ich nicht«, erklärte Dain. »Können Sie mir etwas über die Marrachios-Reederei erzählen?«

»Eine ganz gute Firma«, sagte Jackson. »Die gestohlene Sendung war für sie gedacht. Verschiffung mit ›Helios‹ am Kai 2 in Port Cocoa.«

»Ist die ›Helios‹ schon eingelaufen?«

»Nicht daß ich wüßte«, erwiderte Jackson. »Diese kleinen Frachter legen an, wann es ihnen paßt, nehmen Ladung auf und laufen wieder aus.«

Sie unterhielten sich noch ein paar Minuten, dann verabschiedeten sich Dain und Thornton.

Sie fuhren zum Regierungsgebäude an der NE 3rd Street. Im ersten Stock fanden sie John Frederiks, den Chef der Zollbehörden von Miami. Er hatte sie bereits erwartet.

»Um ein Haar hätten wir die Burschen letzte Woche gefaßt«, brummte er. »Sie waren bereit, die Ladung auf der ›Helios‹ unterzubringen, und wir waren bereit, ihnen Handschellen anzulegen. Vielleicht hätten wir nicht warten sollen.«

»Es war die einzige Möglichkeit«, meinte Dain.

»Ich weiß. Aber jetzt stehen wir da. Alle Zollämter an der Küste sind angewiesen, nach der ›Helios‹ Ausschau zu halten.

Auch die Küstenwacht arbeitet mit. Aber bisher ist der Kahn weder in Cocoa noch sonstwo aufgetaucht. Warum sollte er auch? Die Waffen sind wahrscheinlich längst außer Landes.«

»Was bringt Sie darauf?« fragte Dain.

»Nennen Sie es einen Expertentip. Florida hat eine unendlich lange Küste, und der Zoll ist zu dünn gesät. Wir haben hier größere Schwierigkeiten als die Kollegen irgendwo sonst im Staat. Vor zwei Monaten ließ ich mich vom Savannah-Distrikt hierher versetzen. Wenn ich bloß geblieben wäre, wo ich war.«

An einer Wand hing die Karte von Florida und der Karibischen See bis hinunter nach Costa Rica. Frederiks deutete darauf.

»Miami ist der Heimathafen für eine stattliche Flotte von Yachten. Von hier aus erreicht man in wenigen Tagen ein halbes Dutzend ausländischer Häfen. Die regulären Handelsschiffe machen uns gerade genug Sorgen, aber die Yachten – unmöglich. Man kann sie gar nicht alle überwachen, und viele von ihnen werden für den Schmuggel von Waffen, Rauschgift und Ausländern eingesetzt. Es ist zum Kotzen. Jedesmal, wenn so ein Idiot in Kuba oder in der Dominikanischen Republik überm Schmuggeln ertappt wird, fällt alle Welt über den Zoll und die Küstenwache her.«

»Anderen macht man auch Vorwürfe«, meinte Dain.

»Natürlich«, gab Frederiks zu. »Die Flugüberwachung wird ebenso angegriffen, weil es unmöglich ist, jede Maschine im Auge zu behalten, die einen der zweihundert Flugplätze Floridas verläßt. Aber was kann man da tun? Vor ein paar Jahren war es Heroin. Jetzt bekämpfen wir den Waffenschmuggel, so gut wir können. Aber das braucht Zeit. Ich glaube nicht, daß wir diese Sendung aufhalten werden.«

»Was würden Sie tun«, fragte Dain, »wenn Sie die Waffen hätten? Wie würden Sie sie aus dem Lande schaffen?«

Frederiks dachte eine Weile nach. »Nun, es ist eine große und schwere Ladung; deshalb würde ich ein Frachtschiff nehmen. Jachten wären zu zeitraubend. Ich würde sie in irgendeinen Hafen schaffen, wo die Behörden lahm oder bestechlich genug sind, würde ein Schiff dorthin beordern und die Ladung ganz legal übergeben.«

»So würde ich es auch machen«, nickte Dain.

»Ich habe alle erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen getroffen«, fuhr Frederiks fort. »Alle Zollbeamten und Hafenmeister in Südflorida sind angewiesen, während der nächsten Wochen jede Fracht haarklein zu kontrollieren. Auch die großen Jachten behalten wir im Auge, im übrigen warten wir auf die ›Helios‹.«

»Vielleicht reicht das«, meinte Dain.

Frederiks schüttelte den Kopf. »Sie verstehen nicht viel vom Waffenschmuggel, junger Mann. Ungefähr das einzige, das einen Waffenschmuggler aufs Kreuz legen kann, ist der Diebstahl seiner Ware durch Kollegen.«

»Haben Sie von einem Mann namens Eberhart gehört?« fragte Dain.

»Der Name sagt mir nichts. Aber wie ich schon sagte, ich bin noch nicht lange hier. Wenn er etwas mit Schmuggel zu tun hat«, setzte Frederiks düster hinzu, »werde ich früher oder später auf ihn stoßen!«

Als nächstes beeirrten Dain und Thornton das Polizeipräsidium. Mehrere Männer waren vernommen worden. Thornton schaute dem Aufmarsch zu, betrachtete die Fotos des Erkennungsdienstes und wartete, während Stephen Dain einen Leutnant in eine endlose und anscheinend sinnlose Unterhaltung verwickelte. Endlich verließen sie das Gebäude und gingen zu Dains Wagen.

»Beinahe vier Uhr«, meinte Dain mit einem Blick auf seine Armbanduhr. »Das dürfte für einige Stunden genügen.«

Thornton fühlte sich aufs äußerste abgespannt, verschwitzt und ausgedörrt. Zu seinem Ärger stellte er fest, daß Dain nach wie vor kühl und aktiv schien.

»Und was haben wir jetzt mit der Lauferei erreicht?« wollte Thornton wissen.

»Druck.«

»He?«

»Wir wollen die Verbrecher unter Druck setzen und die Ämter ankurbeln«, erklärte Dain. »Noch haben wir die volle Unterstützung vieler regionaler und überregionaler Behörden. Aber die Leute haben noch anderes zu tun. Es gibt – früher oder später – andere Raubüberfälle und Morde. Mit der Zeit wird die Schützenhilfe also notgedrungen nachlassen. Deshalb müssen wir schnell handeln – oder den anderen schnelles Handeln auf zwingen.«

»Das leuchtet mir ein«, sagte Thornton zögernd. »Haben Sie mir deshalb alle diese Verbrechen unter die Nase gerieben? In der Hoffnung, ich würde platzen?«

Dain lächelte. »Diese Möglichkeit war nicht von der Hand zu weisen.«

Thornton dachte darüber nach. »Und warum schleppen Sie mich nun in der Gegend herum? Sollen die Beteiligten glauben, ich wüßte mehr, als ich weiß?«

»Auf den Gedanken könnten sie kommen.«

»Eine Kugel dürfte mich da nicht überraschen.«

Dain zuckte mit den Schultern. Anscheinend kümmerte es ihn wenig, wer auf wen schoß, solange die Dinge in Fluß kamen.

»Ein hübsches Spielchen, Mr. Dain«, knurrte Thornton. »Keiner weiß, wo die anderen stehen. Sie schaffen eine nette Atmosphäre des Mißtrauens.«

»An Ihrer Stelle würde ich mir über Miss Vargas nicht den Kopf zerbrechen«, sagte Dain.

»Was bringt Sie auf diese Idee? Zum Teufel damit! Ich gehe in mein Hotel und stelle mich unter die Dusche.«

»Guter Einfall. Wir haben noch den ganzen Abend vor uns.«

»Noch etwas Druck gefällig?«

»Vielleicht«, erwiderte Dain. »Auf jeden Fall kann ich Ihnen ein vorzügliches Abendessen versprechen.«

»Werden wir dem Oberkellner Daumenschrauben anlegen?«

Dain grinste plötzlich. »Nein. Aber ich möchte Sie mit einem interessanten Mann bekannt machen.«

»Darauf lege ich nicht viel Wert.«

»Das sollten Sie aber«, meinte Dain. »Es tut der Allgemeinbildung gut. Jedenfalls werden wir ausgezeichnet essen.«

»Auf wessen Kosten?«

»Wahrscheinlich zahlt der interessante Mann. Wenn nicht, nehme ich es auf mein Spesenkonto.«

»Behandeln Sie Ihre Verdächtigen immer so gut?« wollte Thornton wissen.

»Immer!« versicherte Stephen Dain. »Solange es auf Kosten der Regierung geht.«

Thornton war zu müde, um noch lange zu argumentieren. Wenn Dain einen Abend lang ausspannen wollte, hatte er sicherlich gute Gründe dazu.

Dain fuhr Thornton zu seinem Hotel und versprach, um acht Uhr wieder zur Stelle zu sein.

Vom Portier erfuhr Thornton, daß er im Laufe des Tages viermal telefonisch verlangt worden war. Immer derselbe Anrufer. Seinen Namen hatte der Mann nicht genannt. Zwei Briefe lagen im Schlüsselfach. Thornton nahm sie und fuhr mit dem Lift zu seinem Zimmer hinauf.

Der erste Brief kam von Doris, seiner verheirateten Schwester in Waterbury. Geschwätz, Anekdoten über ihren Mann und die Kinder, die Gesundheit seines Onkels und Tratsch über liebe Freunde füllten die Seiten. Wußte Bill schon, daß Bobby Reins seine Sekretärin geheiratet, Dan MacDonald sich mit einem Mädchen aus Radcliffe verlobt hatte? Elliot Eiger war nun – und das sehr glücklich – zum zweitenmal verheiratet. »Du siehst also, es ist zu schaffen!«

Ihre Sorge um ihn war fast mit der Hand zu greifen. Seit dem Tod ihrer Mutter hatte es Doris übernommen, sich über den Bruder den Kopf zu zerbrechen. Man konnte es ihr nicht gut verwehren.

Der zweite Brief war von Paul Lansing, einem alten Freund, der jetzt bei Carlisle Traders in San Francisco beschäftigt war. Thornton beschloß, den Brief erst nach dem Duschen zu lesen.

Als er sich gründlich geschrubbt und rasiert hatte, fühlte er sich wie neugeboren, fand noch ein frisches Hemd und einen anderen Anzug und begann Pauls Brief zu lesen.

Er kannte Lansing seit Indien. Acht Tage lang hatten sie ¹ Paul nach Pakistan weiterreisen mußte. Jetzt gab Paul aus San Francisco einen ausführlichen und nicht ganz zufälligen Bericht über den Arbeitsmarkt an der Westküste. Natürlich hatte er von den Scherereien der Miami-South gehört; solche Neuigkeiten verbreiten sich rasch in der Branche. Lansing kondolierte. Aber gleichzeitig spielte er auf das zur Zeit so unsichere Geschäft im

¹ Anm. des Scanners: Hier scheint im Buch eine Zeile/ein Absatz zu fehlen.

karibischen Raum an. Tarife und Währungen wackelten, Vermögen wurden unvermutet verstaatlicht.

Der Brief schloß mit einem Stellenangebot. Thornton solle auf Kosten der Firma Carlisle nach San Francisco fliegen und sich alles in Ruhe ansehen. Unverbindlich. Aber Carlisle sei eine ausgezeichnete Firma mit weitreichenden Verbindungen. Sie suche dringend einen erstklassigen Mann für den Fernen Osten.

Thornton legte das Schreiben weg. Wieder kam es ihm in den Sinn, wie wenig er Miami-South verpflichtet war. Er konnte den Fall abgeben, Dains Ränken, Estellas Verdächtigungen und Ryersons Ängsten Lebewohl sagen. Er konnte seinen Koffer packen und in Kalifornien neu beginnen.

Der Gedanke lockte trotzdem nicht. Zu oft schon hatte er von vorn begonnen. Das Angebot war gewiß verlockend, aber es konnte warten.

Das Telefon läutete, und Thornton hob ab. Beim fünften Versuch hatte ihn der Anrufer jetzt erreicht.

»Mr. Thornton?«

»Ja. Ich nehme an, Sie sind Mr. Eberhart?«

Nach langer Pause sagte der Mann: »So ist es. Haben Sie sich die Sache überlegt?«

»Da gibt es nichts zu überlegen.«

»Wenn es eine Preisfrage ist –«

»Es ist keine«, sagte Thornton. »Sehen Sie, Eberhart, ich kann Ihnen keine Waffen verkaufen, weil ich keine habe. Können Sie folgen?«

Er hätte es ebensogut einem Holzklotz erzählen können. »Mr. Thornton, ich muß die Waffen haben. Es ist ungeheuer wichtig. Nennen Sie mir Ihre Bedingungen.«

»Verdammt! Ich stelle keine Bedingungen. Ich habe keine Waffen. Und auch keine Ahnung, wo sie stecken.«

»Dann weigern Sie sich also«, stellte Eberhart fest. »Ich fürchte, Sie begeben sich in Gefahr, Mr. Thornton.«

Es klickte; Eberhart hatte aufgelegt.

Um acht Uhr stand Thornton vor dem Hotel. Dain war ebenfalls pünktlich. Sie fuhren den Biscayne Boulevard bis zur 79. Straße hinauf. Thornton erzählte Dain von Eberharts Anruf und seiner Hartnäckigkeit.

»Viele Verbrecher denken eingleisig«, meinte Dain. »Eberhart weiß, daß Sie zu dem Versteck im Schuppen fahren. Er kennt Ihre Vergangenheit, in der es manchmal nach Waffenhandel roch. Und er weiß auch, daß ich Sie in meiner Nähe halte. Für ihn summiert sich das zur Gewißheit.«

»Er drohte mir.«

»Sie müssen sich vorsehen«, sagte Stephen Dain. Es klang, als habe er vom Überqueren einer Straße zur Hauptverkehrszeit gesprochen.

Ihr Ziel war das Restaurant The Spanish Oak an der Collins Road. Zwischen dem Arabian Nights Motel und dem Old Tapestry House gelegen, mußte sich das Lokal anstrengen, mit der vornehmen Nachbarschaft Schritt zu halten. Das Erdgeschoß, in Flutlicht getaucht, glich einer Hazienda. Oben prunkte es mit gotischen Zinnen und Filigranfensterläden aus imitiertem Stein. Von den höchsten Türmchen flatterten Fahnen undefinierbarer Herkunft in der Seebrise.

Dain und Thornton betraten den Vorraum; ein Empfangschef mit schwarzem Schnurrbart und roter Schärpe geleitete sie zum Hauptspeisesaal. Man wies ihnen einen Tisch zu und brachte Menükarten in Zeitungsformat. Wie Thornton schon oft beobachtet hatte, stiegen die Preise im direkten Verhältnis zu den Maßen der Speisekarten.

Ein plumper Mann mit Halbglatze und Smoking kam heran, lächelte breit, die Hand weit ausgestreckt.

»Mein lieber Mr. Dain! Ich bin überglücklich, Sie in meinem Restaurant begrüßen zu dürfen.«

»Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite«, erwiderte Dain herzlich. Er schüttelte die Hand des Dicken und strahlte sichtlich vor Sympathie. »General Mendoza, erlauben Sie mir, Ihnen Mr. Thornton vorzustellen.«

Thornton ergriff Mendozas kleine, harte, sorgfältig manikürte Hand.

»Vielleicht trinkt der General ein Glas Wein mit uns?« fragte Dain.

»Mit Vergnügen!« Mendoza setzte sich. »Aber den General können Sie sich schenken. Sagen Sie einfach Mr. Mendoza. Wie Sie wissen, habe ich das Kriegshandwerk längst aufgegeben. Jetzt ist es mein einziger Wunsch, in dieser schönen Stadt ein gutes Restaurant zu führen.«

Zwei Ober erschienen an Mendozas Seite, und gleich darauf war auch der Weinkellner zur Stelle, ein traurig dreinblickender Greis in Schwarz mit Kette und Schlüssel, seinen Amtsinsignien.

»Was trinken wir zur Feier des Tages?« erkundigte sich Mendoza aufgeräumt.

»Paßt Ihnen Champagner?« Thornton nickte. Dain meinte: »Beim letztenmal war es Kognak, General.«

»Ich erinnere mich«, erwiderte Mendoza. »Und das Glas zerbrach in Ihrer Hand. Haben Sie noch die Narbe?«

Dain schob seine Manschette zurück. Sein breites Handgelenk trug eine haarfeine, fast schon verblaßte Narbe.

»Wie rasch doch alte Wunden heilen.« meinte der General. »Bald haben Sie nichts mehr, das Sie an mich erinnert.«

»Ich werde mich immer an Sie erinnern«, widersprach Dain. »Mit oder ohne Narbe. Männer Ihres Kalibers sind rar in dieser Welt.«

»Sie beschämen mich«, sagte der General. »Aber Sie waren schon immer ein großzügiger Mann.«

Thornton lauschte ungeduldig der Flut spanischer Komplimente. Er hatte das Gefühl, einer Unterhaltung zuzuhören, die er fast, aber doch nicht ganz verstand. Allmählich wurde er ärgerlich. Bei diesem Fall schien jeder jeden zu kennen – Thornton ausgenommen.

»Und Mr. Thornton?« fragte Mendoza jetzt. »Ist er Ihr Mitarbeiter?«

»In gewisser Hinsicht«, nickte Dain.

Der General fand das amüsant. »Vorsicht«, warnte er Thornton. »Bei unserem Mr. Dain heißt es immer ›in gewisser Hinsicht‹. Es ist schwer mit ihm auszukommen – in gewisser Hinsicht.«

Thornton lächelte höflich, obwohl er wenig Ahnung hatte, wovon Mendoza redete.

»Ja«, fuhr der General fort, »lassen Sie sich von unserem guten Mr. Dain bloß nicht hinters Licht führen. Nichts liebt er mehr, als sich angelsächsisch ruhig, sanft und zahm zu geben. Aber unter der Schale wohnt ein echt lateinamerikanischer Sinn für das Prachtige. Haben Sie auch schon gemerkt, Mr. Thornton, daß unser guter Mr. Dain jede Arbeit mit unverkennbarem Stilgefühl erledigt?«

»Ihr Stil ist auch nicht zu übersehen, General«, sagte Dain.

»Ah!« rief Mendoza in gespielter Verzweiflung. »Ich rede entschieden zuviel. Aber was können Sie schon von einem alternden Verbannten erwarten? Und was von der Geschwätzigkeit der Lateinamerikaner? Wer nicht mehr handeln kann, der redet.«

Mendoza war ohne Zweifel ein gesprächiger Mann, aber seine kleinen starren Katzenaugen blieben unbeteiligt. Auch im Abendanzug hielt er sich trotz seiner Korpulenz militärisch. Thornton hatte den Eindruck, daß es diesem Mann Freude

machte, absurd zu erscheinen. Mendoza trieb einen Kult mit seiner Possenreißerei – wie Dain mit seiner Bedachtsamkeit.

Nach dem Wein bat der General um die Ehre, das Essen für seine Gäste auswählen zu dürfen. Die Unterhaltung ging weiter. Nach Thorntons Meinung mußten die beiden vor einigen Jahren in Südamerika dick befreundet gewesen sein.

»Und jetzt sind Sie in Miami«, sagte Mendoza. »Besteht die Hoffnung, daß Sie länger bleiben?«

»Das kommt darauf an«, erwiderte Dain. »Es ist sehr gut möglich, daß meine Geschäfte rasch erledigt sind. In diesem Fall muß ich abreisen.«

»Das wäre jammerschade. Ich konnte Ihnen nicht einmal mein Haus zeigen. Es ist sehr gemütlich.«

»Das glaube ich gern«, nickte Dain. »Eines Tages würde ich es mir gern ansehen.«

»Sie und Ihr Freund sind stets willkommen, wenn Ihnen der Geheimdienst Zeit läßt.«

»Ich arbeite jetzt für das Finanzministerium«, erklärte Stephen Dain.

»Natürlich. Ich hatte vergessen, wie rastlos Sie sind.«

»In dieser Hinsicht ähneln wir uns.«

Mendoza lachte laut. »Für mich gilt das nicht mehr. Glauben Sie mir, Mr. Dain, die Heldentaten meiner Jugend könnte ein ganz anderer vollbracht haben. Kampf und Sieg sind nur Illusionen. Was zählt, ist allein Gemütsruhe. Ich habe mich um die amerikanische Staatsbürgerschaft beworben.«

»Ich weiß«, nickte Dain.

»Es ist mein einziger Wunsch, hierzubleiben und mein kleines Restaurant in Frieden zu führen. Rastlosigkeit ist eine Krankheit, die das Alter heilt.«

»Solche Worte von Ihnen überraschen mich«, sagte Dain.
»Wenn ich ein paar Jahre zurückdenke –«

»Das waren trübe Zeiten«, sagte Mendoza hastig. »Ich bin wirklich froh, daß sie hinter mir liegen.«

Nach dem Essen erhoben sich Dain und Thornton. Dain griff nach seiner Brieftasche, aber der General hob abwehrend die Hand.

»Nein, Mr. Dain. Gönnen Sie mir das Vergnügen.«

»Vielen Dank, General, aber ich bestehe darauf.«

»Kommt nicht in Frage!« sagte Mendoza. »Sie zahlten die letzte Rechnung, in Caracas. Wissen Sie noch?« Dain nickte lächelnd.

»Diesmal«, meinte der General, »beanspruche ich das Vergnügen für mich.«

11

»Was halten Sie von ihm?« fragte Dain auf dem Heimweg.

»Schwer zu sagen.« Thornton dachte eine Sekunde nach. »Er redet eine Menge.«

»Er war nervös.«

»Und er scheint Sie sehr gut zu kennen.«

»Das will ich meinen – in gewisser Hinsicht.«

»In gewisser Hinsicht! Unser guter Mr. Dain, war er wirklich General?«

»Doch. Er war ein wichtiger Mann unter Perez Jimenez in Venezuela. Dort kommandierte er eine der wenigen Armeen, die nicht sofort beim Angriff der Rebellen auseinanderlief. Als der Kampf hoffnungslos geworden war, schaffte er einen geordneten Rückzug nach Baranquilla. Mit noch zwei Generälen seines Kalibers könnte Jimenez heute noch an der Macht sein.«

Dain lenkte den Wagen schweigend in die 79. Straße. »Mendozas Karriere war schon vor Venezuela bemerkenswert. Er war einer der Chefs der Geheimpolizei unter dem Stroessner-Regime in Paraguay, bis zu den Unruhen 1948. Stroessner glaubte, daß Mendoza beide Seiten unterstützte, und deshalb verschwand Mendoza über die Grenze nach Bolivien. Dabei ließ er die halbe Staatsbank mitgehen. In Bolivien stand er eine Zeitlang sehr hoch im Kurs. Er verkaufte militärische Informationen aus Paraguay. Die Bolivianer waren lernbegierig; sie erinnern sich noch heute an den Chaco-Krieg. Dann mußte Mendoza auch dieses Land Hals über Kopf verlassen.«

»Warum?«

»Man entdeckte, daß seine Informationen falsch waren.«

»Ist Mendoza wichtig in unserem Fall?«

»Das Gegenteil würde mich sehr überraschen.«

»Warum? Gibt es Beweise gegen ihn?«

»Oberhalb eines gewissen Niveaus«, meinte Dain, »braucht man keine direkten Beweise mehr, um die Beteiligung bestimmter Personen zu erkennen. Schon die Wahrscheinlichkeit genügt. Es gibt nur eine Handvoll Männer, die den Waffenschmuggel im karibischen Raum dirigieren. Da sich Mendoza in Miami aufhält, halten wir ihn für den Drahtzieher, bis sich das Gegenteil herausstellt.«

Thornton war leicht enttäuscht. Er hatte langwierige Kleinarbeit erwartet, die letzten Endes überraschend zu Mr. X führte. Und nun legte Dain seine Hand auf diesen Mann, ohne einen einzigen Beweis. Allerdings, wenn er darüber nachdachte, schien es nur logisch, daß der Boß der einen Seite den Boß der anderen kannte. Mit Beweisen hatte das wenig zu tun; das Haupt einer mächtigen Verbrecherorganisation konnte ebenso wenig anonym bleiben wie ein Staatsoberhaupt.

Sie hielten vor Thorntons Hotel. »Wahrscheinlich wird unser Besuch bei Mendoza einige Atmosphären Druck zulegen«, meinte Thornton.

»Ich hoffe es«, nickte Dain. »Sicher hat Ihr Auftauchen Mendoza neugierig gemacht. Er fragt sich, wo Sie ins Spiel kommen.«

»Ein Kinderspiel, mich als Angestellten der Miami-South zu identifizieren.«

»Das weiß er längst, aber er hat seine Zweifel. Für Mendoza sind Sie der unbekannte Faktor in der Gleichung. Und das stört ihn.«

»Pflegt man die Unbekannten in Gleichungen nicht zu beseitigen?«

»Schon.«

»Was wird nun also?«

»Abwarten«, meinte Dain gelassen. »Ich rufe Sie morgen an.«

Beim Portier lag nichts vor. Thornton ließ sich seinen Schlüssel geben und fuhr mit dem Lift zum zehnten Stock hinauf. Er sperrte auf, öffnete die Tür, trat ein und griff nach dem Lichtschalter.

Das Licht brannte nicht. Der Kerl, der hinter der Tür gewartet hatte, stieß sie heftig zu. Thornton hörte einen knurrenden Laut und warf sich zur Seite, gerade als ein Gegenstand schwer und hart gegen die Wand hinter ihm krachte.

Das Zimmer war schwarz wie die Nacht, offenbar waren die Gardinen zugezogen. Thornton roch Schweiß und Knoblauch. Jemand kam auf ihn zu. Er schlug zu und traf weich auf einen Körper, streifte eine Schulter. Wieder holte er aus zum Schattenboxen, traf ins Leere. Ein Schlag in die Rippen warf ihn gegen die Wand. Doch seine nächste Gerade landete auf dem Kopf des anderen, die dritte auf seiner Brust. Schon wollte er den unsichtbaren Gegner mit einem Schlag in die Magengrube kampfunfähig machen, da hörte er schleichende Schritte hinter sich. Er fuhr herum, aber es war zu spät. Etwas explodierte an

seinem Hinterkopf. Thornton glaubte zu schweben. Dann spürte er nichts mehr.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf dem Fußboden seines Zimmers. Das Licht brannte. Jemand hatte ihm ein Kissen unter den Kopf geschoben und eine Decke über die Beine gebreitet. Sehr zuvorkommend, dachte Thornton. Er versuchte sich aufzurichten, ließ es aber schnell bleiben. Das Zimmer drehte sich um ihn.

Als das Karussell hielt, kniete Estella Vargas neben ihm. Sie legte ihm einen frischen Waschlappen auf die Stirn. Dann blickte sie ihn besorgt an.

»Können Sie sprechen?« erkundigte sie sich. »Hoffentlich haben Sie keine Gehirnerschütterung.«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Thornton. Er setzte sich auf; ihm war flau, seine Kopfhaut schien eingelaufen zu sein. Am Hinterkopf hatte er eine große, äußerst empfindliche Beule im Format einer Billardkugel.

»Wer war es?«

»Ich weiß nicht«, sagte Estella. »Als ich Ihr Zimmer betrat, lagen Sie besinnungslos am Boden. Alles war durchwühlt.«

Thornton sah sich vorsichtig um. Schubladen hingen heraus, der Kofferinhalt sprenkelte den Teppich. Das Kofferfutter war aufgeschnitten. Der Matratze war das gleiche Schicksal widerfahren.

»Der Hoteldirektor wird sich freuen«, meinte Thornton. Er wollte aufstehen, blieb aber doch lieber sitzen. Zart betastete er seinen Hinterkopf.

»Tut es sehr weh?« fragte Estella.

»Es geht. Haben Sie die Männer gesehen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Als ich hereinkam, war es dunkel, und der Schalter funktionierte nicht. Aber ich habe eine kleine

Taschenlampe. Die Sicherung war herausgeschraubt. Und Sie lagen stöhnend am Boden.«

»Hübscher Anblick«, knurrte Thornton. »Also, Miss Vargas, dem Anschein nach haben mich diese Männer zusammengeschlagen und mein Zimmer auf den Kopf gestellt, um meine Verbrechen wieder einmal raffiniert zu tarnen.«

»Bitte, Mr. Thornton –«

»Vielleicht gab es sie auch gar nicht. In diesem Fall habe ich den Raum und mich selber so zugerichtet. Welche Theorie ist Ihnen lieber?«

»Glauben Sie mir«, sagte das Mädchen. »Es tut mir leid, daß ich Sie verdächtigt habe. Ich hätte Mr. Dain glauben sollen. Wenn ich beleidigend war –«

»Vergessen Sie es«, meinte Thornton. Langsam hievte er sich in einen Sessel. Plötzlich runzelte er die Stirn.

»Miss Vargas, wenn Sie von unten bei mir anrufen ließen, hat sich wohl kaum jemand gemeldet.«

Leichte Röte stieg in Estellas Gesicht. »Um die Wahrheit zu sagen, ich habe nicht telefoniert. Ich bin gleich heraufgekommen.«

»Wirklich? Und fanden Sie die Tür offen?«

»Nein, sie war zu. Ich klopfte, aber Sie antworteten nicht.«

»Deshalb traten Sie kurzentschlossen ein. Wie haben Sie das ohne Schlüssel fertiggebracht?«

»Hotelzimmertüren lassen sich leicht öffnen«, erwiderte Estella ohne Thornton anzusehen.

»Sie wollten mein Zimmer durchsuchen, nicht wahr?«

»Das – wollte ich. Aber es war mir selbst nicht klar, was ich suchte.«

»Sicher nicht.« Thornton ging zum Wandschrank und schaute seine Anzüge an. Sie sahen aus, als habe sie ein Lausbub mit dem Rasiermesser bearbeitet.

»Haben Sie das Zimmer nun eigentlich durchsucht?« erkundigte er sich.

»Ja. Ich hielt es für möglich, daß die Männer etwas vergessen hatten. Beweisstücke.«

»Das klingt gut.«

»Es ist wahr, Mr. Thornton. Die Belastungsmomente gegen Sie waren schwer. Vielleicht glaubte Mr. Dain von vornherein, daß Sie sauber sind. Aber ich habe ein Recht auf eigene Meinung. Ich arbeite auch nicht *für* Mr. Dain, sondern *mit* ihm. Das ist ein Unterschied. Bestimmt tut er sein Bestes, aber der Fall geht ihm nicht so nahe wie mir.«

»Warum nicht?«

»Weil diese Waffen nicht gegen sein Land verwendet werden«, sagte Estella, »sondern gegen das meine.«

12

Thornton sah sich im Zimmer um. Zwei Tropenanzüge und ein neuer Kammgarnanzug waren zerschnitten. Wer ersetzte ihm den Schaden? Und wer kam für das demolierte Inventar auf? Die Schmerzen in seinem Kopf hatten nachgelassen, so konnte er jetzt die Rippenquetschung würdigen. Mürrisch beobachtete er, wie sich Estella ihren Weg durch die Trümmer bahnte. Im Moment war es ihm egal, welchem Land eine Invasion drohte.

»Wonach können sie gesucht haben?« fragte er.

»Wahrscheinlich wollten sie herausfinden, für wen Sie wirklich arbeiten.«

»War das auch Ihr Anliegen?«

»Mr. Thornton, ich habe Ihnen doch schon erklärt –«

»Lassen wir das«, unterbrach Thornton das Mädchen. »Würden Sie bitte damit aufhören, mich Mr. Thornton zu nennen? Beim jetzigen Stand unserer Bekanntschaft können Sie ruhig Bill zu mir sagen.«

»Einverstanden«, nickte Estella. »Wir sollten Mr. Dain verständigen.«

»Vielleicht haben sie sein Zimmer auch durchsucht«, sagte er hoffnungsvoll. »Würden Sie ihn anrufen, Estella?«

Es war drei Uhr zwanzig morgens, aber Stephen Dain meldete sich lebhaft und frisch wie gewöhnlich. Die Nachricht schien ihn nicht zu überraschen, eher schon zu freuen.

»Nicht schlecht«, meinte er. »Es beweist, daß sie nervös werden. Der Überfall war ein Fehler. Sicher nicht der letzte.«

»Ich hoffe nur, daß sich die Leute für die nächsten ein anderes Objekt suchen«, brummte Thornton, der den Hörer von Estella übernommen hatte.

»Sie haben auch einen Fehler begangen«, sagte Dain. »Als die Lampe nicht anging, hätten Sie sofort auf den Flur springen müssen.«

Das wäre ohne Zweifel Dains Reaktion gewesen; doch nicht jeder hat Reflexe wie ein Stoßtruppführer. Thornton zog es vor, Dains Bemerkung unbeantwortet zu lassen.

»Inzwischen«, meinte Dain, »wissen wir etwas mehr. Die Polizei hat den Lastwagen zehn Meilen vor Fort Lauderdale verlassen aufgefunden.«

»Die Kisten auch?«

»Natürlich nicht. Aber das ist wenigstens etwas. Außerdem erhielt ich einen Bericht vom Zoll. Gestern abend legte ein Schiff angeblich mit einer Havarie in Port Cocoa an. Aber dann lief der Dampfer aus, ohne auf die bestellten Ersatzteile zu warten. Die Sache ist es wert, näher untersucht zu werden.«

Thornton sagte zu. Um sieben Uhr dreißig fuhr er mit Dain über die Landstraße A1A, Richtung Port Cocoa.

Die Sonne hatte schon Kraft, als sie das kleine Geschäftsviertel am Hafen passierten. Die Läden waren geschlossen, und das erst brachte Thornton auf den Gedanken, daß es Sonntag war. Der kleine Hafen diente vor allem Sport- und Luxusbooten als Liegeplatz. Nur ein Kai mit einem ehrwürdigen Kran war den Frachtern vorbehalten.

Das Büro des Hafenmeisters lag im Obergeschoß eines altertümlichen Lagerhauses, in der Nähe des Kais. Sie klopfen an, und eine mürrische Stimme forderte sie zum Eintreten auf.

Der Hafenmeister hieß George Clarris. Er war ein dicker Mann mit rotem Gesicht, etwas über Fünfzig, trug speckige Khakihosen und roch schal nach Bier. An den Wänden hingen zahlreiche Amateurgemälde, auf einer Staffelei stand ein halbfertiges Aquarell des Hafens bei Sonnenuntergang.

Clarris mußte zwei Stühle von seinen weiteren Werken befreien, damit sich die Besucher setzen konnten.

»Es geht uns um das Schiff«, sagte Dain, »das gestern abend havariert hier einlief.«

Clarris holte eine Kladde mit Plastikeinband aus seinem Schreibtisch und blätterte sie durch. »Hier. Ein kleiner Küstendampfer, >Trenton<, ungefähr fünfhundert Tonnen, ging auf der Reede vor Anker und zeigte die Notflagge. Der Ingenieur ließ sich an Land rudern und erzählte mir, daß sie eine Explosion auf der Brücke hatten und dabei einen Teil der Navigationsanlage verloren. Der Mann fragte mich, ob ich ihm Ersatzteile beschaffen könnte.«

»Konnten Sie?« fragte Dain.

»Sicher. Ich habe nebenbei ein Metallwarengeschäft in der Stadt. Aber diese Instrumente mußte ich aus Miami holen.«

»Warum lief die ›Trenton‹ nicht gleich Miami an?« erkundigte sich Thornton. »Es hätte höchstens eine Stunde länger gedauert.«

»Sie wollten Zeit sparen«, erklärte Clarris. »Bei dem Betrieb in Miami sind jetzt die Hafeneinfahrten blockiert, die Ankerplätze besetzt. Sie hätten fast einen ganzen Tag gebraucht, um überhaupt einen Liegeplatz zu finden. Bei uns sind größere Schiffe selten.«

»Das klingt plausibel«, meinte Dain. »Was weiter?«

»Die ›Trenton‹ wartete nicht, bis ich mit den Ersatzteilen zurückkam. Sie lief vorher aus.«

Dain nickte ihm aufmunternd zu.

»Das ist das eine«, fuhr Clarris fort. »Kommen Sie mit zum Kai, und ich werde Ihnen das andere zeigen.«

Am Ende des Kais saß ein kleiner alter Mann in der Nähe des Krans. Er war unglaublich dürr und hatte lebhaft Augen.

»Hast du's ihnen erzählt, George?« fragte er den Hafenmeister.

Clarris nickte. »Sag ihnen, was du gesehen hast, Ted!«

»Okay«, sagte der Alte. »Kaum war George um die Ecke verschwunden, da bugsierten die Burschen ihren Kahn auch schon längsseits. Dann kamen ein paar andere Kerle mit einem gelben Lastwagen, und sie fingen an zu verladen.«

»Was haben Sie getan?« fragte Dain.

»Ich? Nichts. Es kam mir zwar komisch vor, daß sie Ware übernahmen, nachdem George weg war, aber unter den Skippern hat es schon immer seltsame Käuze gegeben. Sie hievten alle Kisten an Bord und dampften ab. Ich wartete, bis George zurückkam, und erzählte es ihm.«

»Haben Sie genau gesehen, was verladen wurde?«

»Nur, daß es neun oder zehn große Kisten waren.«

»Markiert?«

»Nein, alle schwarz angestrichen. Sie müssen mächtig schwer gewesen sein; die Winden quietschten nur so.«

»Bitte, erzählen Sie weiter«, sagte Dain.

»Da gibt's kaum noch was zu erzählen. Ich bin nicht der einzige, der es gesehen hat. Der junge Toni Baker segelte mit seiner ›Thistle‹ im Hafen herum. Wahrscheinlich haben es noch mehr Leute beobachtet. George war ziemlich perplex.«

»Da hast du verdammt recht«, knurrte Clarris. »Kein Mensch hat hier das Recht, ohne meine Genehmigung zu laden oder zu löschen. Wir sind ein kleiner Hafen, aber ein anständiger. Je länger ich überlegte, desto mehr störte mich etwas an der Sache.«

Mit gutem Regiegefühl legte Clarris eine Pause ein. »Ich bin nicht gerade eine Kapazität, in meinen Augen sehen alle Frachtschiffe gleich aus. Die ›Trenton‹ kam mir aber merkwürdig bekannt vor. Ich will verdammt sein, wenn ihre Kennziffern nicht mit denen der ›Helios‹ übereinstimmen.«

»Ich sage dir, daß es dasselbe Schiff ist«, nickte Ted.

»Zuerst glaubte ich, der alte Mann hätte zu lange in der Sonne gesessen«, meinte Clarris. »Aber dann fiel mir ein, daß sich die Zollbehörden für die ›Helios‹ interessieren, und ich erstattete Bericht.«

»Waren Sie denn nicht imstande, ein Schiff wiederzuerkennen, das schon öfter hier angelegt hat?« fragte Dain.

Clarris zuckte die Achseln. »Wie ich schon sagte: Alle Küsten-tramper sehen sich ähnlich. Den Kapitän und den Ersten Offizier hätte ich erkannt, aber die kamen ja nicht an Land.«

»Wann war die ›Helios‹ zum letztenmal hier?« wollte Dain wissen.

»Vor ungefähr zwei Monaten. Sie übernahm eine Ladung Zement und andere Waren.«

»Wer war der Exporteur?«

»Miami-South«, sagte Clarris. »Es steht alles im Logbuch. Sie werden die gleichen Angaben beim Hauptzollamt in Miami finden.«

»Gibt es noch andere Schiffe, die hier regelmäßig festmachen?«

»Nicht in den letzten paar Jahren«, erklärte Clarris. »Vor zehn oder zwölf Jahren blühte das Geschäft mit Zitrusfrüchten.

Aber das hat jetzt aufgehört. Miami ist zu nahe, und dann sind da noch Port Everglades und Palm Beach, alle besser ausgerüstet als wir.«

»Wenn das so ist«, meinte Dain, »können Sie sich erklären, warum Miami-South nach wie vor einen Teil ihrer Fracht über Port Cocoa abwickelte?«

»Halt!« unterbrach Thornton. »Miami-South hatte da nichts zu bestimmen. Wir mußten die Waren vom Produzenten zu dem Hafen bringen, den der Käufer uns angab. Es war nicht unsere Schuld, wenn der Kunde Port Cocoa wählte.«

»An diesem Hafen ist nichts auszusetzen«, sagte Clarris ärgerlich. »Wir bieten sogar Vorteile. Unsere Gebühren sind niedriger als die in Miami oder Palm Beach. Bei uns kennt man keinen Personalmangel, keine Lotsengelder, keinen Diebstahl. Für unsere Verhältnisse sind wir ein verdammt guter Hafen.«

»Recht hast du!« sprang Ted bei. »Gib es ihm, George!«

»Ist doch wahr«, sagte Clarris. »Sie können alles überprüfen und werden meine Angaben bestätigt finden. Dasselbe habe ich Mr. Ryerson gesagt, als er daran dachte, die Delacourt-Sendungen über Miami zu verschiffen.«

Thornton wollte ihn unterbrechen.

»Ich weiß, ich weiß.« Clarris winkte ab. »Der ausländische Importeur bestimmt den Verschiffungshafen und nicht der Exporteur. Aber da gibt es noch andere Gesichtspunkte. Der Exporteur ist tonangebend. Er kennt die Hafengebühren, die

Verlademöglichkeiten, die Fahrpläne. Seine Ratschläge haben Gewicht.«

»Soll das heißen«, sagte Thornton, »daß Mr. Ryerson diesen Hafen vorschlug?«

»Das soll gar nichts heißen. Ich will Ihnen nur klarmachen, daß ich mit Mr. Ryerson über Port Cocoa sprach.«

Dain fuhr dazwischen. »Hat der Ingenieur der ›Trenton‹ den nächsten Zielhafen angegeben?« fragte er rasch.

»Nein, hat er nicht.«

»Wohin ging die ›Helios‹ gewöhnlich von hier?«

»Das kam auf die Ladung an. Manchmal nach Nassau, manchmal nach Havanna. Danach lief sie Santa Catarina und Ciudad Trujillo an, später Jamaika. Auf der Rückreise stoppte sie oft in mittelamerikanischen Häfen. Sagen Sie, Mister – was war in den Kisten?«

Dain verzog den Mund. Die drei senkrechten Falten zierten wieder seine Stirn. »Zollpflichtige Waren!« sagte er.

13

»Und jetzt?« fragte Thornton auf dem Weg zu Dains Wagen.

»Jetzt wird es heikel.« Dain ging vornübergebeugt, die Hände in den Taschen. Er wirkte müde und deprimiert.

»Kann die Küstenwacht das Schiff nicht abfangen?«

»Es ist längst auf hoher See, wir brauchten also die Genehmigung des Außenministeriums. Und bis ich die habe – vorausgesetzt, ich bekomme sie –, ist die ›Helios‹ längst ganz woanders. Es geht alles ein bißchen zu schnell. Die Waffen haben immer noch großen Vorsprung.«

»Wer ist der Kunde?«

»Soviel ich weiß«, meinte Dain, »wurde die Sendung von der Dominikanischen Republik bestellt.«

Sie hatten nun den Wagen erreicht. Dain wendete und fuhr auf die schmale Teerstraße.

»Dies ist sicher nicht die erste illegale Waffenlieferung für die Dominikaner?« fragte Thornton.

»Natürlich nicht.«

»Und da ist es wirklich so schwer, das Schiff außerhalb der Dreimeilenzone zu stoppen?«

»Ja.«

»Ich fürchte, das verstehe ich nicht.«

»Weil es die letzte Sendung ist«, sagte Dain. »Und die größte.«

»Kann die Dominikanische Republik ihre Waffen nicht in Großbritannien, Westdeutschland oder sogar in der Tschechoslowakei einkaufen?«

»Kaum.«

»Und warum nicht?«

»Das ist nicht so einfach. Schon die ersten Lieferungen kamen aus den USA. Sie haben also Garands, Brownings und Thompsons, für die tschechische oder belgische Munition ungeeignet ist. Auf Skoda oder Bren wollen sie nicht umstellen, wegen ihrer Munitionsvorräte. Selbst wenn die Dominikaner Waffen und Munition eines anderen Kalibers in Europa kaufen wollten – es wäre Zeitverschwendung. Und gerade Zeit haben sie nicht.«

Dain fuhr eine Weile schweigend. Dann fragte er plötzlich: »Haben Sie schon einmal von der Blauen Division gehört?«

»Ich glaube nicht. Ist sie wichtig?«

»Außerordentlich.«

Weit vorn, fast verborgen von den Dünen, sah Thornton einen gelben Lastwagen entgegenkommen. Er näherte sich mit hohem Tempo, genau in der Mitte der schmalen Fahrbahn.

»Dain!«

»Ja, ich sehe es. Halten Sie sich fest. Ich glaube, sie wollen uns rammen.«

Thornton klammerte sich fest. Er fühlte, wie sich ihm die Nackenhaare sträubten, als Dain den Wagen ebenfalls zur Straßenmitte zog. Die beiden Fahrzeuge rasten aufeinander zu. Thornton sah die stabilen Stoßstangenhörner des anderen in der Sonne funkeln wie Drachenzähne. Es war ein relativ kleiner Laster, er sah aber ganz so aus, als könne er durch ihren Wagen hindurch und weiterfahren.

Thornton wäre augenblicklich mit Macht in die Bremse gestiegen, um den Frontalzusammenstoß zu vermeiden. Nicht so Dain. Er trat das Gaspedal durch. Sein Gesicht war hart und kantig, die Augenbrauen zusammengezogen, aber seine Lippen lächelten schwach, als amüsierte er sich insgeheim. Der Tachometer überschritt die Sechzig-Meilen-Marke.

Rechts waren die Sanddünen in einen flachen Graben übergegangen, an dessen jenseitiger Böschung Zypressen und Krüppelkiefern wuchsen. Auf der linken Seite der Straße blieben die Sandhügel gleich hoch. Thornton war überzeugt, daß Dain den Verstand verloren hatte. In seiner Verzweiflung hätte er ihm das Steuer entrissen, aber der Schrecken lähmte ihn. Thorntons Hände umkrampften den Haltegriff; es konnte nur noch Sekunden dauern.

Stephen Dain zog den Wagen näher an den Graben heran. Sofort kam auch der Kühler des Lasters herüber. Kurz vor dem Zusammenstoß riß Dain das Steuer scharf nach links. Thornton glaubte Stahlzähne nach ihrer Karosserie schnappen zu sehen. Dann waren sie vorbei, fegten in mörderischer Schräglage über die Dünen. Thornton faßte instinktiv nach dem Türgriff, um nicht auf Dain zu fallen. Er fühlte, wie sich die Reifen in den dünnen

Sand wühlten, wie der Wagen schleuderte. Dann waren sie aus der Düne heraus; das Fahrzeug machte wilde Sätze über den Straßenasphalt. Ein Vorderreifen platzte.

Als Dain den Wagen endlich zum Halten gebracht hatte, war von dem Laster nichts mehr zu sehen.

Gemeinsam wechselten sie den Reifen. Dain arbeitete mit der zufriedenen Miene eines Mannes, der gerade eine schwierige Physikaufgabe gelöst hat. Gemächlich fuhren sie nach Miami hinein. Thornton zündete sich eine Zigarette an und merkte zu seinem Ärger, daß sie in seiner Hand zitterte. Noch mehr wurmte ihn Dains Gelassenheit. Als der Wagen auf die 79. Straße rollte, begann Dain leise vor sich hin zu summen.

»Würden Sie mir sagen, was es hier zu singen gibt?« knurrte Thornton.

»Oh, ich habe über diesen Laster nachgedacht. Die Sache sieht jetzt etwas anders aus.«

»Klar. Um ein Haar hätte es uns erwischt.«

»Keine Spur!« Dain schüttelte den Kopf. »Ich hätte nach beiden Seiten ausweichen können. Es war ein plumper, kopfloser Anschlag mit äußerst geringen Erfolgschancen.«

Thornton erinnerte sich mit einem Schauer an die stählernen Stoßstangenhörner des Lasters, die zentimeterdicht an ihnen vorbeigeschossen waren. Er konnte Dain nicht begreifen. »Erfolgreich oder nicht, sie werden es wiederholen.«

»Gut möglich. Aber die Situation hat sich auf jeden Fall geändert.«

»Warum?«

»Die Waffen«, erklärte Dain, »haben die Vereinigten Staaten bereits verlassen. Da wir aber trotzdem angegriffen wurden, bin ich sicher, daß die Ladung noch in unserer Reichweite ist. Warum hätten sich die Leute sonst solche Mühe gemacht?«

»Vielleicht mögen sie uns nicht.«

Dain schüttelte den Kopf. »Nein, sie wollten uns aus dem Weg räumen, weil wir die Waffen noch abfangen können.«

»Wenn Sie ausfallen, wird doch sofort ein anderer Agent eingesetzt.«

»Natürlich. Aber der Zeitverlust wäre kaum noch aufzuholen.«

»Also«, sagte Thornton. »Wenn ich Sie recht verstehe, sind die Waffen jetzt auf einem Schiff, das die Grenzen der USA schon verlassen hat. Ist das richtig?«

»Ja.«

»Dann begreife ich nicht, was Sie da noch ausrichten wollen. Die Leute brauchen das Zeug nur noch in der Dominikanischen Republik zu entladen.«

»Die Waffen werden nicht dorthin gebracht«, erklärte Dain. »Den Kurs des Schiffes kenne ich nicht, aber er weist auf keinen Fall nach der Dominikanischen Republik.«

»Kam der Auftrag nicht aus Ciudad Trujillo?«

»Ich glaube doch.«

»Und warum sollten die Waffen trotzdem nicht im Auftragsland entladen werden?«

»Um das zu verstehen«, meinte Dain, »müßten Sie die Politik im karibischen Raum kennen. Und natürlich die Blaue Division.«

Dain schwieg, bis er einen Parkplatz am Hotel gefunden hatte.

»Ich muß telefonieren«, erklärte er. »Außerdem Sollten wir Miss Vargas berichten. Danach wird es mir ein Vergnügen sein, Ihnen etwas über die Blaue Division zu erzählen.«

Sie betraten Dains Hotel. Thornton dachte über die Ausgabe des Hafenmeisters von Port Cocoa nach. Zum erstenmal stellte er sich die Frage, ob Miami-South nicht doch die Hand im Spiel hatte.

Dain betrat eine geschlossene Telefonzelle und verlangte ein Ferngespräch mit Washington. Vor sich hinsummend, wartete er auf die Verbindung. Als sich der Teilnehmer meldete, nannte er den Hausapparat.

»Sekretariat Mr. Beader«, kam dem Hörer.

»Hier Dain. Ist dein Boß in der Nähe, Süße?«

»Ich werde nachsehen.« Die Stimme war plötzlich frostig. Dain grinste und wartete.

»Wie geht's, Steve?« hörte er gleich darauf eine zurückhaltende Männerstimme.

»Und dir, Harvey?«

»Oh, bestens.«

»Daheim alles wohlauf?«

»Sicher, sicher.« Die Stimme wurde noch reservierter. Dain wußte, warum.

»Was kann ich für dich tun, Steve?«

»Ich möchte dich um einen kleinen Gefallen bitten.«

»Natürlich. Alles, was in unserer Macht steht–«

»Inoffiziell.«

»Aber, Steve. Ich sagte dir schon beim letztenmal–«

»Harvey, du sollst nur einen Blick in ein paar Papiere werfen. Die Einkommensteuererklärungen eines gewissen George Clarris aus Port Cocoa, Florida. Dasselbe für Mr. Joseph Ryerson, Miami, Mr. Edward Jackson, Miami, Mr. William Thornton, Miami. Angaben aus den letzten drei Jahren genügen, dazu alles über ihre Finanzen und was ihr sonst noch wißt. Außerdem brauche ich den Handelsregistrauszug der Firmen Miami-South Exports in Miami und Arturo Delacourt, Sociedad Anonimo, Hauptsitz in

Mexiko City, Zweigniederlassung in Miami. Dazu noch eine Liste ihrer Hauptaktionäre. Hast du das alles?«

»Ich schon«, sagte Bader. »Aber nicht für dich.«

»Harvey, mach keine Schwierigkeiten!«

»Verdammt noch mal, Dain, du weißt genau, daß du deine Befugnisse überschreitest. Es gehören schon deine Nerven dazu, überhaupt zu fragen.« Baders Stimme klang salbungsvoll, er war der Hohepriester der Bürokratie, der über das Allerheiligste wachte: die Akten. »Einmal hab' ich eine Ausnahme gemacht, in dieser Entführungsgeschichte. Aber du kannst dich nicht jedesmal auf zwingende Umstände berufen.«

»Wir sind beide im Finanzministerium«, redete Dain ihm gut zu. »Wo bleibt der alte Korpsgeist?«

»Einen Dreck sind wir beide im Finanzministerium«, erwiderte Bader aufgebracht. »Was willst du mir da aufbinden? Du bist überall da, wo es dir gerade paßt. Heute Finanzministerium, morgen Marine, übermorgen wieder bei deinen Kumpels vom FBI. Erzähl mir bloß nichts von Korpsgeist.«

Dain drückte seine Zigarette aus und wartete. Nach einer Weile fragte Bader: »Bist du noch da?«

»Sicher.«

»Ich kann das nicht machen, Steve. Es ist unmöglich. Es gibt Instanzenwege, die jeder einhalten muß, sogar du.« Baders Stimme klang beinahe flehend. »Das verstehst du doch, wie?«

»Natürlich verstehe ich das«, sagte Dain ruhig. »Wenn du nicht kannst, dann kannst du eben nicht.«

»Ich bin froh, daß du es einsiehst, Steve. Hat ja nichts mit uns beiden zu tun.«

»Sicher nicht. Ich komme schon zurecht. Grüße an Dolores.«

»An wen?« fragte Bader mit brüchiger Stimme.

»Aber du hast doch Dolores nicht vergessen, Harvey? Triffst du sie nicht mehr?«

»Eh – nein. Ich war damals stockbetrunken. Es war dumm von mir.«

»Allerdings. Na, ich besuche dich bald.«

»Moment noch«, rief Beader. »Warum hast du diese Frau aufs Tapet gebracht?«

»Oh, sie ist mir gerade eingefallen. Es war doch lustig in dieser Nacht, Harvey.«

»Ich muß übergeschnappt gewesen sein«, murmelte Beader. »Noch heute ist es mir unbegreiflich, wie ich mich mit dieser Frau einlassen konnte.«

»Einlassen? Das ist ein hübsches Wort.«

»Dain, du hast mir versprochen, nie darüber zu sprechen. Ich war betrunken und stand unter einer ungeheuren Nervenanspannung. Irgendwo mußte ich abladen.«

»Ich verstehe«, meinte Dain. »Es macht dir zu schaffen. Schwamm drüber!«

»Wenn das meine Frau erfährt.«

»Hoffen wir, daß es nie so weit kommt.«

»Dain, willst du mich erpressen?«

»Wie bitte?«

»Du willst die Geschichte unter die Leute bringen, wenn ich dir nicht besorge, was du brauchst. Ist es nicht so?«

»Ich kann nur hoffen, daß deine Sekretärin nicht mithört«, sagte Dain leutselig.

»Sie hört nicht mit. Also: Liege ich richtig?«

»Du machst dich lächerlich, Harvey. Wie könnte ein Beamter den anderen erpressen, wenn es um die Überführung von

Verbrechern geht? Das wäre doch mehr als albern. Wann kann ich die Informationen haben, Harvey?»

»Das ist absolut unmoralisch von dir, Dain. Du bist keinen Deut besser als die Halunken, hinter denen du her jagst. Und du bist zu selbstsicher. Eines Tages werden sie dir eine Kugel verpassen, und dann feiern einige Kollegen hier eine Party auf deinem Grab.«

Dain seufzte: »Und ich habe immer gedacht, ich wäre so beliebt bei euch. Wir müssen das besprechen, wenn ich wieder in Washington bin, Harvey. Deine Worte haben mich zutiefst getroffen.«

Beader gab Laute von sich, die Dain sich um seine Gesundheit sorgen ließen.

»Kann ich die Informationen morgen haben?» fragte er.

»Ja.«

»Großartig. Meine Adresse bekommst du in meinem Büro. Wenn ich zurückkomme, werden wir das begießen, Harvey.«

»Ich denke nicht daran.«

»Du brauchst es. Deine Stimme klingt sehr abgespannt. Ein paar Tage Ferien würden dir mächtig guttun.«

»Es war ein anstrengendes Jahr.« Jetzt, nachdem der Ärger verebbt war, kehrte wieder die Vorsicht in Beaders Stimme ein. »Steve, wenn ich etwas Beleidigendes gesagt habe –«

»Hast du nicht. Ich erledige meinen Auftrag, und dann feiern wir.«

»Aber ruf mich vorher hier im Büro an«, sagte Beader hastig. »Ihr Junggesellen habt ja keine Ahnung. Ich werde dir die Unterlagen morgen schicken. Wiedersehen, Steve!«

»Wiedersehen, Harvey!«

Dain hängte ein und verließ die Telefonzelle. Mit dem Lift fuhr er in sein Zimmer.

Während des Zweiten Weltkrieges wahrte Spanien wohlwollende Neutralität zu den Achsenmächten. Bei dem Treffen im französischen Hendaye bot Hitler 1940 dem Generalissimus Franco Gibraltar und Teile Nordafrikas an, wenn er in den Krieg eintreten und ihn spanische Stützpunkte einrichten ließ. Franco war interessiert, aber vorsichtig. Er lehnte das Angebot ab. Spanien blieb offiziell neutral, aber als Hitler Rußland den Krieg erklärte, entsandte Franco die Blaue Division an die Ostfront.

Spätestens 1944 wurde es offenkundig, daß die Achsenmächte diesen Krieg nicht gewinnen konnten. Die Sechste Armee hatte bei Stalingrad kapituliert, Franco seine Division zurückgezogen. In der Normandie rollte die Invasion. Italien kämpfte nicht mehr, und alliierte Verbände standen bei Anzio und Cassino. Es war das beste, Hendaye zu vergessen und so zu tun, als hätten niemals spanische Soldaten mitgekämpft. Die Blaue Division wurde demobilisiert, ihr Name aus den Stammrollen der spanischen Armee gestrichen. Ihr Kommandeur, General Santos-Figueros, fand es ratsam, Europa zu verlassen. Er ließ sich in der Dominikanischen Republik nieder.

Bei Kriegsende hatte Spanien die höchste Geburtenzahl in Europa, schlechte Finanzen, kaum ausländische Kredite und wenig Freunde im Ausland. Franco förderte deshalb die Auswanderung. Eines der wenigen Länder, wo spanische Emigranten gern aufgenommen wurden, war die Dominikanische Republik, unter ihrem Diktator Generalissimus Leonidas Trujillo.

In der Nachkriegszeit begann Trujillos Stern zu sinken. Nach über dreißig Jahren der Diktatur wurde das Volk unruhig. Eine Revolte lag in der Luft; das Beispiel Venezuelas und Argentiniens hatte die Leute aufhorchen lassen. In der Provinz Oriente des revolutionären Kuba wurden freie dominikanische Streitkräfte ausgebildet. Mehrere Landungsversuche in der Dominikanischen Republik schlugen fehl. Doch die Gefahr einer erfolgreichen Invasion blieb bestehen.

Kuba war nach wie vor der Gefahrenherd, aber einen Krieg gegen dieses Land konnte Trujillo nicht riskieren. Doch ein militärisches Ablenkungsmanöver gegen einen anderen Staat würde als Ventil wirken. Außerdem mußte die Errichtung einer anderen Diktatur in Mittelamerika dem gefährdeten Trujillo-Regime zugute kommen.

An Objekten herrschte kein Mangel. In Panama gäerte es, Guatemala war höchst unstabil, Honduras und Coruna waren militärisch schwach.

So konnte die Blaue Division auferstehen. Die Männer kamen einzeln und gruppenweise in die Dominikanische Republik, zuerst fast nur Spanier. Aber dann ehemalige deutsche Wehrmachtssoldaten, Holländer aus Indonesien, Flüchtlinge aus Osteuropa, britische und amerikanische Abenteurer, einige Kanadier und Franzosen. Alle waren dem blauweißen Adler hochwillkommen. Santos-Figueros begann seine neuen Leute auszubilden. Seine Streitmacht zählte nun fast fünftausend Mann. Aus der Blauen Division war eine Art Fremdenlegion geworden. Aber man gab den Leuten keine Waffen. Denn die Bewaffnung der Blauen Division stellte ein großes Problem dar.

General Santos-Figueros war ein fähiger und ehrgeiziger Mann. Wenn seine Divisionen voll ausgerüstet waren, hätte er in Versuchung geraten können, Trujillo zu stürzen. Es gab noch andere Komplikationen. Früher war die dominikanische Armee mit Waffen aus den Vereinigten Staaten ausgerüstet worden. Europäische Kaliber konnten deshalb kaum verwendet werden. Und die USA hatten die Waffenlieferungen an bestimmte Diktatoren plötzlich eingestellt. Waffenkäufe im Ostblock wären von den Vereinigten Staaten möglicherweise mit einem Wirtschaftsboykott beantwortet worden. Einige westeuropäische Länder waren zwar bereit, Trujillo Waffen zu liefern, doch nur in beschränktem Maß und gegen Barzahlung. Selbst diese Waffentransporte hätten unangenehme Fragen in der UNO und der Organisation Amerikanischer Staaten heraufbeschwören können.

So blieb Trujillo nur der Schmuggel. Der Bedarf wurde allmählich gedeckt und ein Angriffsziel festgesetzt: Coruna in Mittelamerika. Die letzte große Waffenlieferung sollte zeitlich mit dem Auslaufen eines ersten Teils der Blauen Division zusammenfallen. Die beiden Transporte – Waffen und Truppen – sollten sich an geheimgehaltenem Ort kreuzen.

»Das ist die Lage«, sagte Dain. »Leider wissen wir nicht, wo die Soldaten zu ihren Waffen kommen werden.«

Sie saßen in Dains Hotelzimmer. Estellas Augen waren geschlossen, ihre Hände im Schoß gefaltet. Die stickige Luft schien ihre Energie verbraucht zu haben. Thornton steckte sich eine Zigarette an. Die blaue Rauchwolke blieb bewegungslos vor ihm in der Luft hängen.

Estella öffnete die Augen. »Wir wissen, daß die ›Helios‹ gewöhnlich in Santa Catarina anlegt. Vielleicht ist das der Treffpunkt.«

»Vielleicht«, sagte Dain. »Aber ich bezweifle es. Santa Catarina liegt zu nahe bei der Dominikanischen Republik. Immerhin ist es der einzige Fingerzeig. Mit etwas Glück und genügend Geld könnten wir dort die weitere Route der ›Helios‹ in Erfahrung bringen.«

»Wann fliegen wir?« fragte Thornton.

»Ich heute abend«, erwiderte Dain. »Sie und Miss Vargas bleiben hier. Ich gebe Ihnen Nachricht, sobald ich etwas weiß.«

Estella erwachte schlagartig aus ihrer Lethargie. »Ich fliege mit.«

»Das wäre weder klug noch ratsam.«

»Geheimdienstarbeit ist für eine Frau niemals klug oder ratsam. Aber ich bin nun mal dabei. In Miami habe ich jetzt nichts mehr zu suchen, seit die Waffen verschwunden sind. Das wissen Sie ebenso gut.«

»In Santa Catarina richten Sie nichts aus.«

»Ich glaube doch. Sie sprechen Spanisch, Mr. Dain, aber wie gut?«

»Es ist nicht gerade meine starke Seite«, gab Dain zu.

»Sie würden dort nur verschlossene Türen finden«, beharrte Estella. »Die Leute mißtrauen Nordamerikanern. Ich könnte Ihnen sehr nützlich sein. Jedenfalls haben Sie mir nichts zu befehlen. Ich fliege.«

»Ich auch«, sagte Thornton.

»Das ist lächerlich«, erklärte Dain. »Verstehen Sie überhaupt Spanisch, Thornton?«

»Schulkenntnisse. Aber ich habe einen guten Grund: Meine Firma ist betroffen.«

»Machen Sie sich darüber keine Sorgen. Ich verspreche Ihnen, daß Ihre Firma mit aller Fairneß behandelt wird.«

»Vielen Dank. Aber ich habe eine Aufgabe zu erfüllen. Außerdem kann es Ärger geben.«

»Dann brauchen wir ohnehin eine Kompanie Marine-Infanteristen. Ich kann bei dieser Reise für Ihre Sicherheit nicht garantieren.«

»Das weiß ich«, nickte Thornton. Seine Entscheidung erleichterte ihn. Er mußte sich aber eingestehen, daß er durch Estellas Entschluß beeinflußt worden war. Er wollte nicht in Florida oder Kalifornien sein, wenn Estella nach Santa Catarina flog.

»Dann ist es Ihnen Ernst?« fragte Dain.

Sie nickten.

»Damit habe ich gerechnet«, meinte Dain, »und schon zwei zusätzliche Plätze reservieren lassen. Die Maschine startet heute nacht, ein Uhr fünfundvierzig. Nehmen Sie nur leichtes Gepäck mit, vergessen Sie Ihren Revolver nicht, Thornton. Miss Vargas, haben Sie eine Waffe?«

»Ja, aber es ist nur eine kleine .32er.«

»Ein schwereres Kaliber wäre zu unhandlich für Sie. Zwar wird der Wert einer Pistole sehr überschätzt, wie Sie in dem alten Lagerschuppen gesehen haben, Thornton. Aber ihr Besitz hat gewisse psychologische Vorteile. Wir treffen uns nach dem Abendessen.«

Thornton und Estella gingen auf ihre Zimmer. Schon jetzt verspürte Thornton ein leichtes Prickeln in der Magengegend. Es war gar nicht so unangenehm.

16

Die DC-4 ging tiefer. Thornton gähnte ausgiebig, um den Druck aufs Trommelfell loszuwerden. Unten sah er die kobaltblaue Karibische See; die Wellen reflektierten die goldene Morgensonne. Weiße Sandbänke tauchten auf, eingefaßt in Brandung. Sie überflogen die östlichen Ausläufer der Bahamas. Kuba lag rechts, die Dominikanische Republik genau voraus. Die Maschine schwebte schon zur Landung ein.

Leuchtschrift flammte auf. Die Fluggäste wurden in englischer und spanischer Sprache ersucht, sich anzuschnallen.

Thornton schielte nach Estella, die blaß neben ihm saß. Jenseits des Mittelgangs schlief Dain im Sitzen, das Gesicht entspannt. Schweißperlen rannen ihm langsam über die Wange, wie Regentropfen über einen glatten Stein. Eine Kamera baumelte vor seiner Brust.

»Wie geht's?« Thornton blickte Estella in die Augen.

»Gleich nach der Landung wird es besser werden.«

»Glauben Sie wirklich, daß uns irgendwer für Touristen hält?«

»Warum nicht? Santa Catarina hat eines der ältesten spanischen Forts im karibischen Raum. Es wird gern fotografiert. Wenn dieses Flugzeug nur nicht so bockte. Wann landen wir?«

»In Minuten. Wenn Ihnen übel ist, denken Sie an die Papiertüte.«

»Mir ist nicht übel«, sagte Estella, »nur schwindlig.«

Sie wandte sich ab und blickte angestrengt aus dem Fenster. Thornton legte seine Hand leicht auf die ihre und hoffte, sie werde es als eine Geste der Sympathie dulden. Sie ließ es zu, bewegte aber keinen Finger. Der Sonnenschein verdoppelte den Glanz ihrer blauschwarzen Haare.

Nach einer Weile drehte sie den Kopf und sah ihn voll an. Seine Hand ruhte noch immer auf der ihren. »Bill, erzählen Sie mir etwas über sich!«

»Da gibt es nicht viel«, meinte er. »Ich arbeite im Export und muß oft reisen. Das ist alles.«

»Sie haben doch sicher Angehörige?«

»Meine Eltern sind tot. Ich habe eine Tante und einen Onkel in Waterbury, Connecticut. Auch eine verheiratete Schwester.« Thornton zögerte einen Augenblick, dann brachte er, zu beiläufig, auch den Rest heraus: »Und eine geschiedene Frau in Phoenix.«

»Ich wußte nicht, daß Sie verheiratet waren.«

Die Scheidung lag sieben Jahre zurück, deshalb schaffte er es zu sagen: »Sie war wirklich nett, Janet. Jetzt ist sie mit einem Offizier verheiratet.«

An seiner gescheiterten Ehe trug er wie an einem Schandmal, wie an einem Stempel persönlichen Versagens. Er redete nicht gern davon und lebte, als habe es diese Ehe nie gegeben. Aber wenn das Thema zur Sprache kam, fühlte er jedesmal den Drang, anderen etwas zu erklären, was ihm selbst ein Rätsel blieb.

»Ich habe sie nicht geschlagen, und sie hat mich nicht betrogen. Aber wir haben uns fortwährend gestritten, und nach einer Weile wurde es einfach unerträglich. Ich hielt sie für eine unmögliche Person. Wir ließen uns scheiden. Ein paar Jahre

später kam es mir vor, als sei ich die unmögliche Person gewesen. Jetzt weiß ich gar nichts mehr. Wahrscheinlich waren Janet und ich zu jung und zu egoistisch. Das alles klingt als Scheidungsgrund ziemlich dürftig.«

»Aber ehrlich«, sagte Estella. »Darf ich Sie etwas fragen?«

»Sicher.«

»Wie war Ihre Frau?«

»Oh, groß und blond. Gewandt, sportlich, geistvoll. Warum?«

»Ich war nur neugierig«, meinte sie. Dann wurde Estella sehr still, und Thornton argwöhnte, daß sie über den Unterschied zwischen angelsächsischen und lateinamerikanischen Frauen nachdachte.

Vor ihnen stieg Santa Catarina aus dem Ozean, blendend weiß mit grünen Flecken. Die Maschine flog über den Hafen mit seinen Spielzeugschiffen, dann über ein Straßenviertel. Schräg unter ihnen erschien ein Puppenhaus-Flughafen. Am Horizont sahen sie eine dunkle Masse: Haiti.

Dain war aufgewacht, hantierte mit seiner Kamera. Estella zog ihre Hand zurück.

Die Gangway führte in einen Brutofen. Der in Prospekten versprochene Nordostwind wehte heute nicht über Santa Catarina. Die Straßen waren so gut wie ausgestorben; hohe Holzläden versperrten die Eingänge der Geschäfte. Ein Taxifahrer döste in seinem betagten Vehikel. Nur widerstrebend wachte er auf, als ihn Thornton auf die Schulter tippte.

Dain hatte im Coronado Zimmer bestellt, einer prächtigen, vom Salzwind vernarbten Ruine, deren schmutzige Fenster zum Hafen gingen. Der Lift war außer Betrieb; offenbar auch die Pagen. Sie stiegen über eine knarrende Holzterasse zum dritten Stock hinauf. Die Anstrengung hatte bei allen dreien schlechte Laune und Schweißausbrüche zur Folge. Man entschied sich für ein Duschbad mit anschließender Siesta.

Thornton warf die Tür seines Zimmers hinter sich zu. Die Schaben flohen in die Ecken. Er schaltete den Deckenventilator ein und beobachtete eine Weile das müde Rotieren der Flügel. Dann zog er sich aus und betrat das Badezimmer. Es gelang ihm, der Dusche etwas lauwarmes Wasser zu entlocken.

Das Hotel erinnerte ihn in deprimierender Weise an Ostasien. Solche Defekte waren allen tropischen Ländern gemeinsam. Poröse Isolationen und Rost waren die Epidemien westlicher Industrieprodukte in den Tropen. Und doch brauchten die Leute diese Traktoren und Jeeps und Mähdrescher, auch wenn sie das Klima in spätestens einem Jahr zu Schrott machte.

Thornton dachte an Estella. Ein faszinierendes Mädchen und ungewöhnlich hübsch. Schlank war sie nur an den richtigen Stellen, und ihre Beine mußte man sich merken. Sie gab sich zwar ernsthaft und steif, doch das konnte ein Zeichen guter spanischer Erziehung sein. Einer Erziehung, die der seinen gewiß nicht nachstand.

Estella unterschied sich sehr von den Mädchen, die er bisher bevorzugt und von denen er eines letzten Endes geheiratet hatte. Sie hatte sich nicht am Maßstab von Kino, Fernsehreklame und Zahnpasta-Inseraten orientiert. Andere Einflüsse hatten ihre Persönlichkeit geformt, und Thornton gefiel das. Aber hundert Filme, zweihundert Fernsehspiele und dreihundert Quadratmeter Litfaßhaut kollidierten mit seinem neuen Wissen. Er brauchte noch etwas Zeit.

Dem Ventilator zuzusehen, war eine Anstrengung. Er schlief ein.

Nach Stunden wachte Thornton auf, kaum erfrischt, mit einem Metallgeschmack im Mund. Er rasierte sich, duschte, zog sich an und verließ das Zimmer. Am Ende des Korridors, unter Topfpalmen, saßen Dain und Estella in Korbsesseln. Dain trug Tennishosen, einen Panamahut und ein Buschhemd. Kamera und Belichtungsmesser pendelten vor seiner Brust. Es war ihm beinahe gelungen, lächerlich zu wirken. Aber kein Hut konnte ganz den stählernen Reflex in seinen Augen überschatten, kein

Buschhemd die breiten Gelenke und gefährlichen Hände verbergen.

Estella trug einen seidenen Plisseerock mit Spitzen und rote Pumps. Von ihrer schwarzen Bluse hüpften fast die roten Tupfen, und ein weißer Gürtel betonte ihre Taille. Mit Make-up hatte sie nicht gespart. Nun sah sie aus wie die aufgedonnerte Heldin eines schlechten Carmen-Films.

Thornton betrachtete die beiden eine Minute lang in respektvollem Schweigen. Endlich erkundigte er sich: »Was würden Sie für mich vorschlagen? Ich könnte als Matador gehen.«

»Das hier«, meinte Dain, »entspricht völlig der Umgebung.«

»In welchem Nachtlokal wird Miss Vargas auftreten?«

»Kennen Sie denn die Mode in Santa Catarina?« fragte Estella.

»Kaum. Aber welche Pläne haben Sie?«

»Miss Vargas sucht ihren Liebsten«, erklärte Stephen Dain.

»Ihren was?«

»Habe ich Ihnen noch nichts von ihm erzählt?« fragte Estella mit zuckersüßem Lächeln. »Er heißt Rafael Dominguez und würde Ihnen bestimmt gefallen. Rafael ist einsfünfundachtzig groß, sehr breitschultrig und tanzt einfach wundervoll. Er hat ein hinreißendes Lachen. Es steckt einen förmlich an.«

»Das glaube ich gern«, sagte Thornton.

»Und«, fuhr Estella fort, »er ist Maat auf dem Frachtschiff ›Helios‹.«

»Ah, so ist das. Existiert Dominguez tatsächlich?«

»Natürlich«, nickte Dain. »Wir haben seinen Steckbrief vom Einwanderungsamt, mit Foto. Mit etwas Glück kann Miss Vargas über ihn Informationen von der ›Helios‹ bekommen.«

»Werden wir sie begleiten?«

»Nein. Zwei Männer würden sie dabei nur stören.«

»Aber ist das nicht gefährlich für sie?«

»Hier ist alles gefährlich.«

Thornton nickte. »Und wir?«

»Ich mache einen Einkaufsbummel. Sie porträtieren das alte Fort, ich leihe Ihnen meine Kamera.«

Thornton starrte ihn verständnislos an. »Sie meinen, ich soll mir bloß die Gegend ansehen?«

»Genau. Oder glauben Sie, ich kann Ihnen einen Dunkelmann auf dem Tablett servieren?«

»Nein. Was wollen Sie einkaufen?«

»Eine neue Briefftasche. Meine alte ist abgetragen.«

»Und ich glaubte, die Zeit brennt uns unter den Nägeln.«

»Wir haben es eilig. Aber wir können den Leuten in Santa Catarina nicht durch die Schlüssellöcher gucken. Machen Sie sich keine Gedanken, die Informanten werden zu uns kommen.«

»Warum sollten sie das?«

»Weil sie wissen, daß wir dafür bezahlen – mit guten Dollars. Spitzel haben einen sechsten Sinn für solche Dinge. Wenn Sie das Fort besuchen, werfen Sie auch einen Blick auf das alte Kloster nebenan. Es soll sehr schöne Gärten haben.«

»Hoffentlich wissen Sie, was Sie tun«, brummte Thornton.
»Wann treffen wir uns?«

»Sagen wir halb acht Uhr abends, im Restaurant Castellon. Hier in der Nähe.«

Thornton ging pflichtschuldigst zum alten Fort, fotografierte verwitterte Zinnen und Bronzekanonen, schloß sich einer Touristenherde an und bezwang einen schiefen Wachturm. Der Fremdenführer erklärte mit viel StimmAufwand, daß die Spanier von hier aus die See beobachteten, Piraten ausmachten und

Galeonen mit Schätzen aus Kuba aussangen. Die Hitze war drückend, die Herde laut. Thornton ging zu den Klostergärten und betrachtete eine Flora, die er von Java her kannte.

Da stand er nun auf einem Terrassenhügel und roch an Blumen. Dain feilschte um eine neue Brieftasche, und Estella lief ihrem Ehemaligen nach. Die »Helios« aber schwamm irgendwo auf dem Ozean und brachte die Waffen immer näher zu ihrem Ziel.

Endlich warf Thornton die Jacke über die Schultern und ging zur Stadt zurück. Es war noch nicht ganz sieben Uhr fünfzehn, doch Dain und Estella saßen bereits im Castellon.

»Wie geht's Ihrer Brieftasche?« erkundigte sich Thornton.

»Gut«, nickte Dain. »Drei Tische weiter sitzt ein Bekannter.«

Thornton drehte sich um. Der Mann am vierten Tisch nickte ihm zu und widmete sich wieder seiner Zeitung. Erst nach Sekunden hatte Thornton ihn wiedererkannt. Nur ein einziges Mal hatte er Roger Sticcinis Gesicht bisher gesehen: In einem alten Schuppen in Miami, über der Mündung einer Pistole.

17

»Was will er?« fragte Thornton.

»Wahrscheinlich dasselbe wie wir«, meinte Dain.

»Kann man nicht seine Auslieferung beantragen?«

»Die Vereinigten Staaten haben kein Auslieferungsabkommen mit Santa Catarina.«

»Was können wir tun?«

»Etwas essen«, sagte Dain. Er winkte den Kellner heran und bestellte in recht gutem Spanisch.

Erst später, in Estellas Zimmer, tauschten sie Informationen aus. Sie hatte erfahren, daß die »Helios« vor zwei Tagen in

Santa Catarina erschienen war. Das Schiff hatte hastig Wasser und Proviant übernommen und sofort wieder den Hafen verlassen. Niemand kannte ihren nächsten Liegeplatz, doch manche tippten auf Puerto Barrios in Guatemala. Estellas Informantin, eine dicke, geschwätzige Fischersfrau, hatte Nachricht versprochen im Falle einer Rückkehr der »Helios«. Von ihr hatte Estella noch anderes erfahren. Kuba bereite sich auf die Invasion von Haiti vor, zweihundert schwerbewaffnete Rebellen seien, aus Honduras kommend, in Nicaragua eingefallen, ein Flugzeug unbekannter Nationalität habe Santiago de Cuba bombardiert. Über die Dominikanische Republik wußte die Frau nichts, und noch weniger über die Blaue Division.

»Was den Treffpunkt angeht, tappen wir also weiter im dunkeln«, meinte Thornton.

»Das scheint eines der wenigen gutgehüteten Geheimnisse in diesem Teil der Welt zu sein«, seufzte Dain. »Normalerweise hätten wir spätestens morgen früh den Besuch eines Informanten erhalten. Aber seit ich Sticcini hier gesehen habe, zweifle ich daran.«

»Was nun?« erkundigte sich Estella.

»Ich werde telegrafieren, danach gehe ich spazieren. Es wird das beste sein, wenn Sie beide in der Nähe des Hotels bleiben. Im Moment können wir nur warten.«

Dain ging. Thornton lud Estella zu einem Drink ein, doch sie lehnte ab. Am Nachmittag hatte sie schon mit der Fischersfrau Wein trinken müssen.

»Werden Sie beim Geheimdienst bleiben?« fragte Thornton.

»Natürlich nicht. Das ist etwas für Experten wie Mr. Dain.«

»Sind Sie keine Expertin?«

»Nein. Ich wurde gebeten, diese Aufgabe zu übernehmen, und ich versuche, ihr gerecht zu werden. Wenn alles vorüber ist, kehre ich in meinen Beruf zurück.«

»Und der wäre?«

»Sekretärin beim Beratungskomitee der Organisation Amerikanischer Staaten. Es ist so langweilig, wie es klingt. Aber das Komitee tagt oft in New York, und das finde ich angenehm. Ich möchte sehr gern in New York leben.«

»Das möchte ich auch«, nickte Thornton. »Estella, wie sind Sie zu diesem Job gekommen?«

»Ich war zur richtigen Zeit am richtigen Platz. Es war wirklich so einfach, wie es sich anhört. Und Sie, Bill? Was werden Sie nachher tun?«

»Ich weiß noch nicht. Wahrscheinlich gehe ich wieder nach Indien.«

»Das klingt verlockend.«

Thornton sah sie erstaunt an. Er dachte an die endlose Reihe der Hotels, die bis in die ferne Zukunft reichte. Auf der Straße übertönte eine Marimbakapelle den Verkehrslärm.

»Es würde Sie überraschen, wie langweilig das Reisen sein kann«, meinte er. »Ich bliebe lieber in den Staaten.«

»Geht das nicht?«

»Ich weiß nicht recht.« Beide fielen betreten in Schweigen. Estella hatte ihre Hände im Schoß gefaltet. Thornton fühlte eine seltsame Unrast. Umständlich zündete er sich eine Zigarette an. Was stimmte nicht mit ihm?

»Gehen wir hinunter Kaffee trinken?« fragte er.

»Lieber nicht. Ich bin schrecklich müde, Bill.«

Auch Thornton mußte zugeben, daß er sich abgespannt fühlte.

Er begleitete Estella zur Tür. Bevor er sie öffnete, legte er ihr plötzlich eine Hand auf die Schulter.

»Ich wollte, Sie wären nicht mit von der Partie«, meinte er. »Sticcini ist hier, es wird gefährlich.«

»Mich geht diese Arbeit mehr an als Sie.«

»Wahrscheinlich.« Es widerstrebte ihm, ihre Schulter loszulassen. Estella trug flache Schuhe, und zum erstenmal bemerkte Thornton, wie klein sie war. Draußen wurden die Marimbas von Trompetensoli übertönt. Der Ventilator quietschte. Er merkte, daß seine Hände schwitzten, so gab er die Schulter des Mädchens frei; sie trat einen Schritt zurück.

»Wir sehen uns dann morgen früh«, sagte er.

In Kleidern legte er sich auf sein Bett, die Hände im Nacken verschränkt. Durch die dünne Wand konnte er Estellas Schritte hören. Dann schloß sie die Tür ab. Nach einer Weile glaubte Thornton, das Rascheln abgestreifter Kleider zu erraten, eine Minute später das Knarren ihres Bettes.

Er rauchte, schwitzte, und die Unruhe folterte ihn. Er konnte seine Gedanken nicht von ihr losreißen. Im Geist sah er sie, schön und verlockend, die getupfte Bluse und den Seidenrock langsam zu Boden gleiten lassen.

Er hätte Schlaftabletten einstecken sollen.

18

Strahlende Morgensonne nach fast achtstündigem Schlaf brachte Thornton leidlich ins Gleichgewicht. Ähnliche Gefühlsregungen kannte er von früher, und jedesmal hatte er sie überwunden. Man mußte nur die Nerven behalten. Manche Männer schienen diese Kunst glänzend zu beherrschen, doch seit Janet hatte das Feuer seiner seltenen Liebesaffären lichterloh gebrannt, und immer erstarb es so plötzlich wie die Glut eines in Wasser getauchten Eisens.

Dabei war er keineswegs der Typ des bedenkenlosen Draufgängers. Das Junggesellenleben behagte ihm nicht, er sehnte sich nach einem Heim und einer Atmosphäre der Geborgenheit.

Wenn Estella seine Frau wäre – er scheute sofort vor dem Gedanken zurück. Einmal hatte genügt, die Furcht vor einem

zweiten Fehlschlag bedrückte ihn. Entschlossen verbannte er die Gaukelbilder und holte Estella an ihrer Zimmertür ab; zusammen gingen sie zu Dain. Aber ihr Klopfen blieb unbeantwortet. In der Halle empfing sie der Portier mit einem Bückling.

»Ihr Reisegefährte hinterließ eine Nachricht.« Er überreichte Thornton einen unverschlossenen Umschlag.

»Wann gab er das ab?« fragte Estella.

»Gestern abend, sehr spät. Ich war nicht im Dienst, aber der Nachtportier sagte es mir.«

Sie dankten dem Mann und gingen frühstücken. Gemeinsam lasen sie den Brief.

»Liebe Freunde! Es tut mir leid, daß ich so plötzlich verschwunden bin. Aber das habt Ihr davon, wenn Ihr Euch mit einem Amateur-Archäologen einlaßt. Traf in der Bar hier einen Burschen, der mir was von präkolumbianischen Steinfiguren erzählte, ganz zu schweigen von Waffen aus der Zeit der spanischen Besatzung. Wäre doch großartig, wenn ich ein paar dieser Dinger auf den Nachbarinseln entdecken würde, als Mitbringsel für die Hochschule. Laßt Euch durch mich nicht die Ferien verderben. Wenn Ihr noch in Santa Catarina bleiben wollt, ich bin in ein oder zwei Tagen wieder zurück. Solltet Ihr lieber nach Miami fliegen, treffe ich Euch im Hotel. Noch einmal: Entschuldigt bitte!«

»Also Amateur-Archäologe ist er jetzt«, brummte Thornton, »heißt das nicht die Dinge auf die Spitze treiben?«

»Was hätte er tun sollen?« meinte Estella. »Uns ein Handbuch für den Waffenschmuggel hinterlassen?«

»Natürlich nicht. Aber das hier klingt so gekünstelt.«

»Schon. Aber was er uns sagen will, ist klar.«

»Dann übersetzen Sie's mir!«

Estella nahm den Brief wieder zur Hand. »Er hat jemanden getroffen, der etwas von der Sache weiß. Um den Tip zu prüfen,

mußte er einen oder zwei Tage weg. Council Bluffs College könnte Washington bedeuten. Und Dain sagt uns, daß wir entweder hierbleiben oder nach Miami zurückkehren sollen.«

»Warum hat er uns das nicht schon gestern abend erzählt?«

»Wahrscheinlich hatte er keine Zeit mehr.«

»Er erwähnte in seinem Brief die benachbarten Inseln. Das könnten die Bahamas sein.«

»Wohl kaum«, meinte Estella. »Dafür hat er es zu klar ausgedrückt. Viel eher möchte ich annehmen, daß dieser Hinweis einen unbefugten Leser irreführen sollte. Ich müßte Dain besser kennen, um diese Andeutung zu verstehen.«

»Vielleicht enthält das Schreiben eine weitere Botschaft in Zaubertinte«, knurrte Thornton.

Estella blickte ihn überrascht an.

»Ach, ich kann dieses Räuber-und-Gendarm-Spiel nicht ausstehen«, erläuterte er seinen Ärger. »In Asien habe ich zuviel davon bekommen. Die Geheimagenten mit dem verschlossenen Gesicht – es ist erstaunlich, wieviel Geld sie kosten und wie wenig sie einbringen.«

»Mr. Dain verfolgt eine bestimmte Spur«, rügte ihn Estella. »Es ist äußerst wichtig, daß er Erfolg hat.«

»Schon gut«, nickte Thornton. »Was haben Sie für heute vor?«

»Wir könnten uns den Markt ansehen.«

Zuerst gingen sie zum Hafen, passierten eine lange Reihe zinnoberrot und grün angestrichener Thunfischboote. Dann blieben sie eine Minute vor zwei altersschwachen Ausflugsdampfern stehen, deren Kapitäne hoffnungsvoll nach Passagieren Ausschau hielten. Fast sämtliche Fischerboote waren auf Diesel umgestellt, ihre kurzen Masten zu Ladeposten degradiert. Sie brauchten dringend Farbe und Seifenwasser, aber jedes hatte sein Bordradio; die Tanzmusik aus Havanna plärrte über die Hafenanlagen. Auf dem Kai standen unzählige Körbe mit

Fischen, die ihren schillernden Glanz in der Sonne verloren hatten.

»Möchten Sie segeln?« erkundigte sich Thornton.

»Heute nicht. Ich hoffe, Mr. Dain wird nicht so lange ausbleiben.«

Thornton brummte mißmutig. Aber es war unmöglich, an diesem sonnigen Tropenmorgen lange schlechter Laune zu sein. Die Hitze war noch nicht auf ihrem Höhepunkt. Estella ging neben ihm her. Ab und zu, wenn der brüchige Asphalt besonders holprig wurde, nahm sie seinen Arm.

Vom Hafen gingen sie zum Markt. Die Blumenstände waren mit rosa, gelben und roten Blüten beladen; der schwere, süße Duft folgte ihnen fast bis zur Mitte des Platzes. An offenen Buden wurden Decken aus Mexiko und Holzfiguren aus Haiti feilgeboten. Eine uralte Frau mit schwarzem Kopftuch briet Tortillas auf Holzkohlenfeuer, es roch durchdringend nach siedendem Öl. Hausfrauen feilschten um Ananas und getrocknete Früchte. Von der Decke eines Metzgerladens hingen Rindfleischstücke herab, ein kleiner Junge scheuchte die Fliegen von ihnen weg.

Unmittelbar hinter dem Marktplatz begann das bessere Geschäftsviertel. Laden reihte sich an Laden. Es wurden Goldwaren angeboten, Kruzifixe, Halsketten, Strohhüte, Aschenbecher und Schalen aus ungeschliffenem Halbedelstein. Estella und Thornton sahen sich die Auslagen der Textilgeschäfte an und gelangten danach in die Welt des Krokodilleders. Es gab Schuhe und Brieftaschen, Mappen und Koffer, Gürtel und Geldbörsen – kein Ding auf Erden, das nicht aus der Haut des Krokodils herzustellen war. Eine hässlichere Welt schien Thornton kaum denkbar. Das Angebot war überwältigend, die Nachfrage gleich Null.

Bisher hatten sie die aufdringlichen Verkäufer erfolgreich abgewimmelt. Estellas unmissverständliches Spanisch und Thorntons Knurrlaute nahmen selbst den Hartnäckigsten den Mut. Jetzt aber verließ ein Ladenbesitzer den Platz vor seiner Tür

und heftete sich mit der Ausdauer eines Blutegels an ihre Fersen. Er war klein, rundlich und hatte Augen wie Schlehen. Der Mann sprach sie auf spanisch, französisch und englisch an. Seine Beredsamkeit und sein Eifer hätten ihn, nach Thorntons Überzeugung, an einem besseren Ort reich gemacht.

»Ich bitte Sie, einen Blick auf meine Koffer zu werfen. Nur ansehen. Die Geschäfte gehen schlecht, und das Angebot ist enorm. Es ist echtes Krokodilleder, Sir.«

»Rindsleder ist mir lieber«, brummte Thornton.

»Aber Krokodil hält viel länger«, beharrte der Verkäufer. »Es überlebt selbst Elefantenhaut. Oder vielleicht eine Brieftasche?«

»Nein«, sagte Thornton, und Estella setzte etwas auf spanisch hinzu, das nicht schmeichelhaft sein konnte.

»Das tut mir wirklich leid«, meinte der Verkäufer. »Gestern noch kaufte ein Landsmann von Ihnen eine wundervolle Brieftasche. Ein Mr. Dain. Er weiß, was gut ist.«

»Tatsächlich?« Thornton blieb stehen.

»Er sagte mir, daß auch Sie wahrscheinlich eine Brieftasche brauchen können. Oder vielleicht einen kleinen Koffer. Er empfahl mir, nach Ihnen Ausschau zu halten.«

»Ach so«, nickte Thornton. »Gut, wir sehen uns Ihren Laden an.«

Der Mann stellte sich vor, er hieß Cualilla. Das Hinterzimmer seines Geschäfts war ziemlich groß. Es enthielt eine abgenutzte Couch, zwei alte Polstersessel, einen fleckigen Orientteppich, einige niedrige Kacheltische und reichlich Messinggeschirr. Mr. Cualilla zog die Vorhänge zu.

»Mein lieber Herr«, meinte er tadelnd. »Sie dürfen einen älteren korpulenten Mann nicht derartig durch die Straßen jagen. Ich dachte, Sie würden rascher begreifen.«

Thornton entschuldigte sich; Estella erklärte, daß allein sie begriffsstutzig gewesen sei.

»Es macht nichts«, sagte Cualilla galant. »Jedenfalls sind wir nun hier, und ich werde sofort Kaffee machen. Lassen Sie mich Ihnen noch sagen, Sir, daß ich Ihnen vollkommen zustimme: Krokodilleder ist ein scheußliches Material.«

»Warum verkaufen Sie es dann?« fragte Thornton.

»Ich dachte, es sei ein amüsanter Zeitvertreib, wenn ich keine Lust mehr habe, an meinen Memoiren zu schreiben. Mögen Sie türkischen Kaffee?«

Mr. Cualilla nahm einen langstieligen Topf von der Wand und setzte ihn auf die Gasflamme. Die Kaffeebüchse entdeckte er auf einem Ballen gegerbter Häute.

»Ja«, fuhr er dann fort. »Mir gefällt das Ledergeschäft, weil es eigentlich gar kein Geschäft ist. Es erlaubt mir, die Annehmlichkeiten dieser schönen Insel zu genießen. In seinem eigenen Land muß man arbeiten; aber anderswo läßt sich die Zeit besser nutzen.«

»Woher stammen Sie?«

»Ich bin Brite. So, der Kaffee ist fertig.«

Er goß das schwarze Gebräu in winzige Messingtassen. Thornton und Estella kosteten das übersüße Getränk und lobten es höflich. Cualilla strahlte vor Vergnügen.

»Sie sagten etwas von Mr. Dain?« meinte Thornton.

»Gewiß«, nickte Cualilla. »So ein prächtiger Mensch. Immer, wenn er nach Santa Catarina kommt, kauft er eine Brieftasche bei mir. Dann ziehen wir uns hierher zurück, trinken Kaffee und reden.«

»Das muß sehr interessant sein«, nickte Thornton, seine Ungeduld bezähmend.

»Die Unterhaltungen mit Mr. Dain bereiten mir immer großes Vergnügen. Er bringt jedesmal einen herzhaften Nordwind mit. In seiner Nähe fällt es einem schwer, weiter an die Absurdität der Welt zu glauben. Wenn mich Mr. Dain wieder verlassen hat,

besuche ich gewöhnlich meinen guten Freund, den Sekretär der französischen Botschaft. Das rückt die Perspektiven wieder zurecht.«

»Arbeiten Sie auch für die Franzosen?« wollte Thornton wissen.

»Ich bin auf der Seite des Westens«, erklärte Cualilla. »Meine Sympathien gehören den NATO-Staaten. Aber für die Vereinigten Staaten ist meine Loyalität natürlich am größten.«

»Natürlich«, sagte Thornton.

»Noch etwas Kaffee? Nein? Also, Mr. Dain bat mich, Ihnen etwas auszurichten. In der Dominikanischen Republik wurden kürzlich ungefähr tausend Europäer vom Lager bei La Vega nach Ciudad Trujillo verlegt. Dann gingen die Leute an Bord des Transportschiffes ›Liberio‹. Offiziell sind es Arbeiter für ein neues Ölfeld in Venezuela. Ihr Vorarbeiter ist der bekannte Santos-Figueros, früher General der Blauen Division.« Cualilla lächelte schlaue. »Vielleicht haben Sie schon von dieser Arbeitstruppe gehört?«

»Haben wir«, nickte Thornton. »Wurden die Leute schon mit Waffen ausgerüstet?«

»Noch nicht. In der Dominikanischen Republik hätte man das nie gewagt.«

»Ist das Schiff schon ausgelaufen?«

»Der Transporter lichtete heute Anker. Wenn Sie das Mr. Dain mitteilen?«

»Wir wissen nicht, wo er ist«, sagte Thornton.

Cualilla hob die Augenbrauen. »Wirklich nicht? Hat er Ihnen denn keine Nachricht hinterlassen, wo Sie ihn erreichen können?«

»Nicht ein Wort.«

»Vielleicht mißtraut er Ihnen?« Mr. Cualilla lächelte zum Zeichen, daß seine Worte ein Witz sein sollten. »Oder vielleicht

ist das übertriebene amerikanische Sicherheitsbedürfnis daran schuld?«

»Haben Sie noch mehr Neuigkeiten?« fragte Estella.

»Im Moment nicht. Aber ich würde Ihnen beiden empfehlen, Santa Catarina bald zu verlassen. In dieser Stadt sind rauhe Sitten eingerissen. Zu viele Menschen suchen den Lauf der Dinge zu ändern, indem sie ihresgleichen beseitigen. Eine baldige Abreise wäre das beste.«

»Das geht nicht.«

»Dann seien Sie vorsichtig«, mahnte Cualilla. »Seien Sie sehr vorsichtig!«

»Haben Sie etwas von dem Frachtschiff ›Helios‹ gehört?« erkundigte sich Estella.

»Es war vor zwei Tagen hier, mehr weiß ich nicht. Ohne Zweifel sollen sich die ›Liberio‹ und die ›Helios‹ an einem neutralen Ort treffen. Ein größerer Hafen kann es nicht sein, sonst steht der gesamte karibische Raum zur Auswahl.«

Thornton und Estella erhoben sich. Cualilla gab ihnen die Hand.

»Seien Sie auf der Hut, meine jungen Freunde. Vor allem anderen – seien Sie auf der Hut!«

»Und Sie, Mr. Cualilla?« wollte Estella wissen. »Sind Sie denn hier sicher?«

»Ich habe die notwendigen Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Für mich ist die Urlaubszeit gekommen, und Mr. Dain hat mir vorsorglich die Mittel dafür zur Verfügung gestellt. Während der nächsten Wochen werde ich verreist sein. Danach, so hoffe ich, wird Santa Catarina wieder so anmutig und schläfrig daliegen wie eh und je. Grüßen Sie mir Mr. Dain, wenn Sie ihn sehen. Und seien Sie wachsam!«

»Vielleicht sollte ich eine Brieftasche kaufen, bevor wir gehen«, meinte Thornton.

»Tun Sie das bitte nicht«, sagte Cualilla. »Mr. Dain will mich damit immer ärgern. Er hat einen seltsamen Sinn für Humor.«

»Das hat er wohl«, nickte Thornton. Er verließ mit Estella den Laden.

Schon nach hundert Metern berührte Estella Thorntons Arm. Er wandte sich um und sah Roger Sticcini's große, hagere Gestalt auf sie zukommen.

19

»Verschwinden wir«, sagte Thornton. Er nahm Estella's Arm, und sie überquerten die Straße. Er konnte nicht glauben, daß Sticcini mitten in der Stadt und am hellen Tag einen Angriff wagen würde. Aber Thornton konnte es sich nicht leisten, den Gedanken zu verwerfen. Der Mann hatte schon einmal versucht, ihn zu töten. Vielleicht schien es ihm hier einfacher. Ein plötzlicher Streit, ein Schuß, ein Menschenauflauf um die Leiche, und wenn endlich die Polizei zur Stelle wäre, wüßte keiner, was eigentlich geschehen war.

Sie liefen in eine schmale Seitenstraße. Thornton blickte zurück und sah Sticcini folgen. Die Hände des Gangsters steckten tief in den Taschen. Er wirkte nervös und ärgerlich.

Am Ende der Gasse konnte Thornton die graue Vorderfront seines Hotels sehen.

Sticcini rief etwas. Thornton drehte sich um und sah, daß ein Lastwagen in die Gasse eingebogen war. Rasch zog er Estella zur Seite, um das Fahrzeug vorbei zu lassen. Dann merkte er, daß der Fahrer gar nicht vorbei wollte.

Der Bürgersteig war knapp einen Fuß breit. Zu beiden Seiten ragten die Fassaden empor wie die Wände einer engen Schlucht. Der Laster kam genau auf ihn und Estella zu; das linke Vorderrad auf dem Gehsteig, der Wagenaufbau fast so breit wie die Gasse.

Sticcini, noch zwanzig Schritt von ihnen entfernt, war in eine Toreinfahrt gesprungen. Thornton blickte sich verzweifelt nach einer ähnlichen Zuflucht um, doch er sah nur Granitmauern. Die Ventile des Dieselmotors klapperten hörbar; aus der Fahrerkabine kam Tanzmusik.

Der Anblick des mächtigen Vorderrades lahmte Thornton für einen Moment. Dann riß er Estella mit sich zu Boden, preßte sie eng an die Hauswand und schützte ihren Körper mit dem seinen.

Nur der blinde Eifer des Fahrers rettete ihnen das Leben. Der Wagen kam zu dicht an das Haus heran, die Kabine streifte die Wand, krachte dann hart gegen einen Sims, und der Laster verlor die Richtung. Auf zwei Rädern donnerte er an Thornton und Estella vorbei; eine blaue Wolke von Auspuffgasen hüllte sie ein. Dann schleuderte das Fahrzeug schräg gegen ein Haus auf der anderen Straßenseite. Thornton half dem Mädchen auf, und sie rannten die Gasse zurück, bevor der Lastwagen anhalten konnte.

Aber der fuhr weiter. Als sie die Toreinfahrt erreichten, in der Sticcini verschwunden war, war sie leer. Offenbar hatte der Gangster den Hinterausgang benutzt und sich davongemacht.

Estella war ruhig und gefaßt, bis sie in ihrem Zimmer angekommen waren. Erst dann setzte die Reaktion ein, und sie begann heftig zu zittern. Thornton hielt sie im Arm, bis sie sich wieder etwas beruhigt hatte. Sie lehnte den Kopf an seine Brust; er spürte den feinen Duft ihres Haares. Wie mattes Gold glühte der Schein der Nachmittagssonne auf den dunklen Möbeln.

Thorntons Kehle war trocken, und der Schweiß rann ihm über die Wangen. Er merkte, daß er den Deckenventilator nicht eingeschaltet hatte.

»Estella!«

Sie hob den Kopf zu ihm auf. Er beugte sich nieder und küßte sie; Estella schlang die Arme um seinen Nacken. Thornton küßte sie wieder, im Ohr noch das Klappern der Ventile. Als er die dünne Seide ihrer Bluse berührte, hatte er das Gefühl, eine

Übertretung zu begehen. Doch es wurde von einer Flut stärkerer Empfindungen hinweggeschwemmt.

Das Mattgold im Zimmer hatte sich in blaues Zwielflicht verwandelt. Thornton und Estella lagen Seite an Seite, ihre Finger berührten sich. Er trieb in einem Meer von Empfindungen. Sein unmittelbares Verlangen war erfüllt, aber an seine Stelle war ein Wunsch nach Dauer getreten, der ihn in seiner Intensität beinahe erschreckte. Halbvollendete Bilder zogen an ihm vorüber, Streiflichter von Estella als seiner Frau. Diese Vorstellungen waren quälend und schön zugleich. Doch die Kraft seiner Gefühle machte ihm angst. Er hatte Estella besessen, hatte er sie auch gewonnen? Sie war leidenschaftlich gewesen, sogar wild. Aber nun lag sie geistesabwesend neben ihm, argumentierte womöglich mit einer unsichtbaren Gouvernante. Mit plötzlicher Bestürzung fragte er sich, ob er sie vielleicht schon verloren hatte.

»Estella«, sagte er. »Ich bin gar nicht mehr dazu gekommen, dir zu sagen, was du mir bedeutest.«

»Das macht nichts.«

»Doch. Ich liebe dich, Estella.« Er lachte unsicher auf. »Ich liebe eine Geheimagentin.«

»Wirklich?« In ihrer Stimme lag Wärme und Müdigkeit und Spott.

»Ja. Willst du mich heiraten?«

»Vielleicht«, sagte sie. »Ich werde es mir ernstlich überlegen. Deinen Antrag, meine ich.«

»Ich hätte es dir schon früher sagen sollen. Es tut mir leid.«

»Bitte«, unterbrach sie ihn, »keinen Moralischen.«

»Wie du willst. Aber ich liebe dich tatsächlich.«

»Ich finde dich wunderbar. Und deinen Antrag werde ich mir durch den Kopf gehen lassen.«

Thornton spürte eine seltsame Verzweiflung. Gerade jetzt, da er Estella doch gewonnen hatte, fühlte er sich in ihrem Besitz am stärksten bedroht.

»Wirst du mich heiraten?«

»Solche Dinge entscheidet man nicht im Bett«, erwiderte sie mit großer Bestimmtheit. »Ich glaube, nur Amerikaner machen im Bett Heiratsanträge. Es muß eine nationale Eigenart sein.«

»Estella, um alles in der Welt!«

»Ich liebe dich sehr, Bill. Frag mich morgen, ob ich dich heiraten will, wenn dir dann noch danach zumute ist.«

»Natürlich wird mir noch danach zumute sein.«

»Dann frage mich. Inzwischen können wir uns als heimlich verlobt betrachten, wenn es dir gefällt.«

Sie lehnte sich herüber und küßte ihn auf die Wange. Dann sprang sie rasch auf.

»Komm, Bill. Ich möchte etwas essen.«

»Bist du aber ein unromantisches Mädchen«, seufzte er.

»Ich bin nicht unromantisch, sondern hungrig.«

»Glaubst du, es gibt wieder nur dieses miese Brathähnchen?« meinte Thornton.

»Was sonst?«

Als Spezialität des Abends wurde Huhn mit Reis angepriesen. Zur Thorntons Überraschung war das Gericht beinahe genießbar. Schweigend verzehrten sie das Essen, dann bestellte er Kaffee.

»Du wirst den Geheimdienst auf jeden Fall verlassen?« fragte Thornton etwas später.

»Ich denke. Warum?«

»Es wäre komisch, der Mann einer Geheimagentin zu sein. Unsere Nachbarn könnten deine Judo- und Messerwurfübungen

mißdeuten. Es wäre ihnen auch nur schwer zu erklären, warum nach Einbruch der Dunkelheit kleine bärtige Männer mit schwarzen Diplomatentaschen zu uns kommen. Und wir müssen auch an unsere Kinder denken. Wie soll ich ihnen plausibel machen, daß Mami gerade mit einem Spezialauftrag unterwegs ist?«

»Wie albern du sein kannst, geradezu nett. Aber noch habe ich nicht zugesagt.«

»Aber du wirst doch, nicht wahr?«

»Könnte schon sein. Hast du vor, wieder auf Reisen zu gehen?«

»In meinem Beruf fallen immer Reisen an«, meinte er.

»Wahrscheinlich wäre ich unglücklich, wenn ich ewig zu Hause bleiben müßte. Aber es ist nicht notwendig, ununterbrochen im Ausland zu sein. Mit einigem Fleiß könnte ich Leiter einer Exportabteilung werden. Dann wäre ich die meiste Zeit zu Hause.«

»Würde dir das gefallen?«

»Sicher«, nickte Thornton. Überrascht merkte er, daß es stimmte.

»Könntest du mich auf Reisen mitnehmen? Ich möchte gern Europa kennenlernen«, sagte Estella. »Und Asien. Noch nie habe ich die westliche Halbkugel verlassen.«

»Europa wird dir gefallen«, nickte Thornton. Nur mit Mühe konnte er das breite, zufriedene Grinsen unterdrücken, das sich mit Macht auf sein Gesicht drängen wollte.

»Ja. Aber im Augenblick haben wir noch andere Sorgen.«

»Diese verdammten Waffen hatte ich ganz vergessen. Wenn nur Dain bald zurückkäme.«

»Vielleicht hat er uns ein Telegramm geschickt«, meinte Estella.

Aber der Portier hatte keine Nachricht für Miss Vargas oder Mr. Thornton. Sie gingen zu dem geräumigen, leeren Spielzimmer des Hotels und vertrieben sich die Zeit mit Casino. Dann brachte Thornton Estella Gin-Rummy bei. Nach einer Stunde hatten sie davon genug. Sie tranken etwas, kauften einige Illustrierten und Tageszeitungen; dann gingen sie auf Thorntons Zimmer.

Dains Abwesenheit deprimierte sie beide. Sie lasen die Zeitungen und Hefte; manchmal schauten sie aus dem Fenster. Endlich blickte Thornton auf seine Uhr und fragte: »Estella, willst du mich heiraten?«

»Was?«

»Es ist drei Minuten nach zwölf. Ich sollte dich morgen fragen, und morgen ist jetzt.«

»Bist du immer so pünktlich?«

»Immer.«

»Wir kennen uns noch nicht sehr lange.«

»Ich weiß.«

»Und eine Ehe ist etwas sehr Ernstes.«

»Auch das weiß ich.«

Sie sah ihn nachdenklich an; dann sagte sie: »Bill, ich liebe dich. Aber es ist noch zu früh, um über Heiraten zu sprechen. Wir sollten uns das noch eine Weile überlegen.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, nickte Thornton. Er küßte sie flüchtig.

In diesem Moment klopfte es.

»Wer ist da?« rief Thornton.

»Sticcini. Ich muß mit Ihnen reden, Thornton. Es ist wichtig.«

Thornton sah Estella an. Er holte seinen Revolver aus dem Koffer, überprüfte ihn und schob ihn in die Jackentasche. Seine

Hand kam nicht wieder zum Vorschein. Mit der Linken entriegelte er die Tür.

»In Ordnung, Sticcini. Kommen Sie rein.«

20

Roger Sticcini sah elend aus. Sein Gesicht hatte einen gelben Schimmer, und seine Augen flackerten wie im Fieber. Er schloß die Tür und kam vorsichtig näher. Die Hände hielt er weit vom Körper ab.

Sticcini sah sich im Zimmer um. »Wo ist der andere?«

»Meinen Sie Mr. Dain?«

»Ich meine den Regierungsmann, der bei Ihnen war.«

»Er ist nicht hier«, erwiderte Thornton. »Was können wir für Sie tun?«

»Ich muß mit dem Regierungsmann reden.«

»Dann suchen Sie ihn.«

Sticcini nickte abwesend und setzte sich auf einen Stuhl in der Nähe der Tür. Offensichtlich versuchte er, sich eine Entscheidung abzurufen. Er faßte in seine Tasche; Thorntons Hand krampfte sich um die verborgene Waffe, doch Sticcini zog nur eine Zigarette hervor und zündete sie an.

»Arbeiten Sie wirklich mit diesem Regierungsmann zusammen?« fragte er. Als er keine Antwort bekam, redete er weiter. »Ich will Ihnen ein Geschäft vorschlagen.«

»Und das wäre?« erkundigte sich Thornton.

»Ich möchte nach Europa gehen.«

»Wir halten Sie nicht zurück.«

»Sobald ich das Flugzeug verließ, wäre ich auch schon verhaftet«, sagte Sticcini. »Und sie würden mich ausliefern. Ich

weiß, daß ich unter Beobachtung stehe. Nicht einen Schritt kann ich tun, bevor ich mit allem klargekommen bin.«

»Erwarten Sie Mitleid von uns?«

»Ich brauche kein Mitleid. Ich bin in Geschäften hier.«

»Wie könnte ich Ihnen trauen?« fragte Thornton. »In Florida wollten Sie mich umbringen.«

Sticcini blickte ärgerlich auf. »Das wollen Sie mir doch nicht ankreiden, wie? Schließlich standen wir auf verschiedenen Seiten.«

»Daran hat sich nichts geändert. Heute nachmittag passierte die Geschichte mit dem Laster.«

»Moment«, sagte Sticcini, »das galt nicht Ihnen.«

»I wo.«

»Hatten Sie keine Augen im Kopf? Der Laster ging an meine Adresse. Sicher, auch Sie hätten die Kerle ganz gern miterledigt. Aber ich war Nummer eins. Thornton, es hätte Sie erwischt, wenn die Burschen es nicht auf mich abgesehen hätten.«

»Das klingt reichlich konfus«, meinte Thornton. »Reden wir überhaupt von denselben Leuten? Der Gruppe, die die Waffen kaufte?«

Sticcini nickte.

»Sie haben doch für diese Bande gearbeitet. Warum sollte man Sie nun töten wollen?«

»Weil mein Job getan ist. Sie wollen in Mittelamerika eine legitime Regierung gründen, und dabei können sie mich nicht brauchen. Nordamerikaner liegen ihnen sowieso nicht.«

»Sonst noch was?«

»Die Leute trauen mir nicht.«

»Kein Wunder«, sagte Estella.

»Zum Teufel, sie trauen sich gegenseitig nicht. Und weil sie die Waffen nun haben, wollen sie mich abservieren. Aber das werden sie nicht schaffen.«

»Ich weiß nicht, was Sie dagegen tun könnten«, meinte Thornton. »Und ich weiß noch weniger, warum sich die US-Regierung mit Ihnen auf ein Geschäft einlassen sollte.«

»Das will ich Ihnen sagen: Sie wollen doch die Invasion verhindern, stimmt's? Aber Sie wissen nicht, wo die Waffen jetzt sind. Okay, ich weiß es. Ich kenne alle, die ihre Finger in der Sache haben. Ich weiß, woher die Waffen kamen, wer sie bestellte, wer sie lieferte, wie sie durch den Zoll gingen. Das sollte einiges wert sein.«

»Vielleicht«, nickte Thornton. »Wo sind die Waffen?«

»Das werde ich Dain sagen, wenn der Handel perfekt ist.«

»Er ist nicht hier. Und ich weiß nicht, wann er zurückkommt.«

»Dann platzt das Geschäft.«

»Die Waffen werden bald gebraucht«, sagte Estella. »Ist es nicht so?«

»Sehr bald.«

»Dann sollten Sie uns lieber sagen, wo sie sind. Wir helfen Ihnen nach besten Kräften. Ich bin sicher, daß Mr. Dain genauso denkt.«

»Nein«, erwiderte Sticcini, »diese Vereinbarung ist mir zu unsicher.«

»Seien Sie kein Narr. Sie müssen sich uns anvertrauen. Wenn der Schlamassel losbricht, haben Sie keinen Einsatz mehr im Spiel.«

»Dann kenne ich immer noch die Namen der Beteiligten.«

»Das reicht nicht«, sagte Estella. »Das wichtigste ist die Invasion. Sie täten gut daran, sich auszusprechen. Wenn Ihre Freunde Sie nicht erwischen, wir bekommen Sie.«

Das schien Sticcini zu glauben. Er wandte sich ab und starrte auf seine Schuhspitzen. Endlich tat er den Mund auf: »Wenn ich es Ihnen sage, werden Sie dann die Sache mit Dain klarmachen?«

»Wir tun, was wir können.«

»Kann ich mich darauf verlassen?« Niemand antwortete ihm. »Gut! Sie haben es versprochen. Kennen Sie die kleine Insel Quevera? Sie liegt vor der mittelamerikanischen Küste, ungefähr sechzig Meilen südlich von San Juan del Norte.«

»Ich habe von ihr gehört«, sagte Estella. »Sie ist unbewohnt geblieben, nicht wahr?«

»Stimmt. Ich war noch nie dort, aber es soll nur ein Haufen Sand und Felsen sein, nicht groß. Früher haben ein paar Fischerhütten da gestanden, aber die wurden vom letzten Orkan weggeblasen. Die Leute kamen nie zurück.«

»Und die Waffen werden dort an Land gebracht?« forschte Estella.

Sticcini nickte. »Sie sind schon an Ort und Stelle. Mit Booten der ›Helios‹ an Land gerudert. Sie wissen doch von der Invasionstruppe aus Ciudad Trujillo? Auch diese Leute gehen auf Quevera an Land. Bewaffnet werden sie zum Festland gebracht, und die Invasion kann beginnen. Oder die Befreiung, wie sie es nennen.«

»Wann werden die Leute Quevera erreichen?«

»Wie ich hörte, sollen sie in der Abenddämmerung des Sechzehnten dort sein. Das wäre in zwei Tagen.«

»Wer ist jetzt auf der Insel?« fragte Thornton.

»Niemand, soviel ich weiß. Ursprünglich sollten die ›Liberio‹ und die ›Helios‹ zu gleicher Zeit vor Quevera ankommen. Aber die ›Liberio‹ hatte einen Schaden, manche sagen, es sei Sabotage gewesen; sie mußte ein paar Tage ins Trockendock. Der Kapitän der ›Helios‹ wagte es nicht, mit den Waffen an Bord

umherzukreuzen, weil amerikanische Schiffe nach ihm suchten. Gestern abend ließ er löschen.«

»Hat die Firma Miami-South etwas damit zu tun?« fragte Thornton.

»Mehr sage ich im Moment nicht«, erklärte Sticcini. »Jetzt wissen Sie genug über die Waffen und die Invasionspläne. Wenn Sie noch mehr erfahren wollen, brauche ich Gegenleistungen. Wann kommt Dain zurück?«

»Er kann jeden Augenblick eintreffen«, meinte Thornton.

»Großartig. Und inzwischen fährt der Omnibus ab. Hören Sie, ich brauche Schutz.«

»Sie werden ihn bekommen«, sagte Estella. »Aber bis zu Mr. Dains Rückkehr sollten Sie lieber hier im Hotel bleiben. Ich würde Ihnen nicht raten, in Santa Catarina spazierenzugehen.«

»Das hatte ich auch nicht vor. Im Verkriechen habe ich Übung.«

Sticcini ging zum Fenster und blickte vorsichtig durch die Gardinen. Unten spielte wieder die Marimbakapelle. Der Gangster beobachtete sie eine Minute lang, dann kam er zur Zimmermitte. Der Anblick der zerlumpten Musikanten hatte ihn entmutigt.

»Dieser Lärm ist genau das richtige, um eine MP-Salve zu übertönen«, seufzte er.

»Sind Sie nicht ein bißchen melodramatisch?« fragte Thornton.

»Wäre ich es nur. Vielleicht sind Sie noch nicht sehr viel herumgekommen, Thornton. So wird es gemacht, vor allem in den karibischen Ländern. Stimmt das nicht, Miss?«

Estella nickte widerstrebend. Sticcini fuhr fort: »Es ist nicht so wie in den Staaten. Hier unten besetzen sie einfach die Stadt, erledigen, was sie vorhatten, und verschwinden wieder. Cowboygebräuche mit Maschinenpistolen. In Santa Catarina sind sie seit zwei Tagen.«

»Und die Polizei?« erkundigte sich Thornton.

»Die nehmen gewöhnlich Urlaub, wenn sich was ankündigt«, sagte Sticcini verächtlich. »Um hier aufzuräumen, brauchte man eine Armee.«

»Wir werden Ihnen ein Zimmer besorgen«, schlug Estella vor.

»Ja, das wäre das beste.« Sticcini griff in die Tasche und zog eine große schwarze Pistole. Es geschah so rasch und beiläufig, daß Thornton nicht schnell genug reagierte. Zu spät brachte er seinen Revolver heraus.

Sticcini winkte ab. »Keine Sorge, wir sind jetzt Partner.« Er ließ das Magazin herausschnappen, überprüfte es, schob es wieder ein, lud durch und entsicherte die Waffe. Dann steckte er sie in die Tasche. Diese Handgriffe schienen ihm sein Selbstvertrauen zurückgebracht zu haben.

»Okay«, knurrte er, »jetzt können sie kommen. Und sie sollen sich hüten, irgendwelche schmutzigen Tricks mit den Kellnern zu versuchen. Ich rufe jetzt den Portier an.«

Er nahm den Hörer ab und drückte mehrere Male die Gabel nieder. »Hallo?«

Sticcini wartete. Dann klopfte er von neuem auf die Gabel.

»Die Leitung ist tot«, sagte er endlich.

»Vielleicht ist der Portier einen Moment weggegangen?« meinte Thornton.

Sticcini schüttelte den Kopf. »Es fängt immer mit solchen Tricks an.«

»Was schlagen Sie vor?« fragte Estella. »Sollen wir warten?«

Sticcini ging wieder zum Fenster, zog die Vorhänge zwei Zentimeter auseinander und spähte nach der Marimbakapelle hinunter. Dann eilte er zur Tür, öffnete sie einen Spalt, warf einen Blick in den Korridor und schloß sie wieder.

»Nein«, sagte er, »lieber nicht. Sie haben sich darauf eingerichtet, daß wir warten.«

»Aber was können die Leute tun, solange wir hier im Zimmer sind?« fragte Thornton erstaunt.

»Eine ganze Menge. Wenn mir dieses Problemchen gestellt würde, hätte ich es in fünf Minuten gelöst. Ich brauche ein anderes Zimmer, unter anderem Namen. Hier gibt es zu viele Drähte.«

»Für ein Tonbandgerät?«

»Wer schert sich um ein Tonbandgerät? Wegen einer Bombe mache ich mir Sorgen. Können Sie mit dem Revolver umgehen, den Sie da in der Tasche haben?«

»Natürlich«, nickte Thornton. »Aber ich glaube immer noch, Sie übertreiben.«

»Hoffentlich haben Sie recht.« Sticcini versuchte noch einmal den Portier anzurufen, ohne Erfolg. Er zog die Automatic aus der Tasche, nahm eine Zeitung vom Tisch und legte sie über die Waffe in seiner Hand.

»Von mir aus kann's losgehen.«

Thornton hätte das Ganze als lächerliches Theater abgetan, wenn nicht das einprägsame Erlebnis mit dem Lastwagen vorausgegangen wäre. Estellas Miene war undurchsichtig. Sticcini schien jetzt gefaßt.

Der Gangster öffnete die Tür und blickte den Korridor hinauf und hinunter. Er verließ das Zimmer; die Zeitung verbarg die Waffe in seiner Hand.

»Also los!« sagte er im Tonfall eines Fernseh-Stoßtruppführers.

Sticcini ging vor Thornton und Estella über den Korridor. Bei jeder Ecke blieb er stehen und blickte erst vorsichtig um die Biegung, bevor er weiterging. Als sie das Treppenhaus erreichten, verrenkte er sich den Kopf, um nach oben und unten zu sichern. Auf jedem Absatz hielt er inne und lauschte. Als sie

endlich die Halle erreicht hatten, bezweifelte Thornton kaum noch, daß an Sticcini ein Schauspieler verlorengegangen war.

Etwa acht Leute waren in der Halle. Eine Gruppe Touristen drängte sich um das Schwarze Brett mit den Werbeprospekten und beratschlagte, welches Nachtlokal sie besuchen sollten. Zwei alte Männer saßen in der Nähe des Durchgangs zum Speisesaal und spielten Schach.

Sticcini ging zum Portier, trug sich ein und bat um ein Zimmer mit Fenster zum Lichthof. Der Hotelangestellte nahm das Geld und gab ihm einen Raum im zweiten Stock.

»Was ist mit Ihrem Telefon los?« fragte Sticcini.

»Es funktioniert seit zwei Stunden nicht mehr«, lautete die Antwort. »Wir warten noch auf den Mechaniker.«

»Aha. Hören Sie, ich möchte die Mahlzeiten auf dem Zimmer einnehmen. Läßt sich das machen?«

»Gewiß, Sir.«

Sticcini wandte sich an Thornton. »Ich gehe mal rauf und schaue mir das Zimmer an. Es scheint zu klappen.«

Er ging auf die Treppe zu. Dort mußte er warten, weil vier Männer in weißen Tropenanzügen gerade herunterkamen. Ihre in Spanisch geführte Unterhaltung übertönte alle anderen Geräusche. Sie drängten sich an Sticcini vorbei und strebten zum Ausgang.

Sticcini begann die Treppe emporzusteigen. Plötzlich blieb er stehen und drehte sich um. Sein Gesicht wurde gelbweiß, er schien versteinert. Dann schrie er auf, ließ Automatic und Zeitung fallen und wühlte wie irr in seiner Jackentasche.

Thornton und Estella, kaum vier Meter entfernt, starrten ihn verständnislos an. Dann ging es Thornton auf, was Sticcini gebrüllt hatte. Er packte Estellas Arm und rannte los.

Die vier Männer im Tropenanzug waren verschwunden.

Es gelang Sticcini, einen runden Gegenstand halb aus der Tasche zu zerren. Mehr konnte er nicht mehr tun. Die Detonation dröhnte dumpf durch das Gebäude. Sie riß Thornton fast um.

21

Der Polizeioffizier war jung, knapp achtundzwanzig. Ein kleiner, sorgfältig gestutzter Schnurrbart zierte seine Oberlippe; die dunklen Augen versteckten sich halb unter schweren Lidern. Eine noble Stirn und ein ebenmäßiger Mund vervollkommneten das Bild vom schönen Mann. Der Captain trug sein Khaki mit militärischer Präzision. Er erinnerte Thornton an den jungen Loyola, und er fand an ihm nichts auszusetzen als sein Benehmen. Und selbst das war verständlich: Der junge Mann saß beim Verhör auf der richtigen Seite des Schreibtisches.

»Es war eine Eierhandgranate«, sagte der Captain. Er hieß Miguel Domingo Alvares y Tadarro. »Sie steckten Ihrem Freund eine Eierhandgranate in die Tasche. Verstehen Sie nun?«

»Er war nicht mein Freund«, erwiderte Thornton.

Captain Alvares zuckte die Achseln. Für ihn war es selbstverständlich, daß jeder log, der auf der anderen Seite des Tisches saß.

»Die Handgranate«, fuhr Alvares fort, »war vermutlich auf vier Sekunden eingestellt. Das gab den Attentätern genügend Zeit, die Gefahrenzone zu verlassen.«

»Eines verstehe ich nicht«, meinte Thornton. »Warum konnte Sticcini die Handgranate nicht rasch wegwerfen?«

»Wir haben zuwenig Metallsplitter gefunden, um sicher zu sein. Aber ich glaube, die Mörder benutzten einen alten, einfachen Trick. Man braucht nur ein paar Angelhaken mit Draht an der Hülse zu befestigen. Ganz gewöhnliche Widerhaken, die sich im Stoff verfangen.«

»Das ist furchtbar«, sagte Thornton.

»Ihr Freund hat falsch reagiert. Er hätte sofort die Jacke ausziehen und von sich schleudern müssen. Aber vielleicht hat er nie etwas von dem Trick gehört.«

»Ich wiederhole, daß er nicht mein Freund war«, erklärte Thornton. »Haben Sie die vier Männer gefunden, die ihm auf der Treppe begegneten?«

»Nein.« Alvares schüttelte den Kopf. »Ihre Beschreibung war ziemlich vage. Vier Männer von offenbar spanischer Abstammung mit weißen Tropenanzügen. In Santa Catarina gibt es vielleicht zehntausend solcher Männer. Ihr Freund –«

»Captain, ich sagte Ihnen –«

»Wie Sie wollen. Ihr Landsmann Sticcini fiel einem alten Terroristentrick zum Opfer, der aus Rußland stammt und sich in Südamerika zu voller Blüte entwickelte. Sagt Ihnen das etwas?«

»Nein. Warum?«

Captain Alvares seufzte und blickte auf einige Schriftstücke, die vor ihm lagen. Thornton hörte hinter sich Leder knarren, als der Wachtposten an der Tür das Standbein wechselte.

»Mr. Thornton«, sagte Alvares, »Sie sind nicht sehr mitteilksam. Würden Sie mir verraten, was Sie nach Santa Catarina geführt hat?«

»Das wissen Sie schon.«

»Ich möchte es noch einmal hören.«

»Ich kam mit Mr. Stephen Dain hierher. Er ist ein Agent des amerikanischen Finanzministeriums.«

»Wir haben keine Unterlagen über seine Ein- oder Ausreise gefunden. Aber bitte fahren Sie fort.«

»Wir wollten einen kleinen Frachter namens ›Helios‹ aufspüren.«

»Dieses Schiff ist vor zwei Tagen ausgelaufen, doch Sie sind noch hier. Ihre Geschichte klingt dünn, Mr. Thornton. Aber erzählen Sie nur weiter.«

Thornton starrte in das hübsche, gegerbte Gesicht des Captains. Er schluckte seinen Ärger und fuhr fort: »Wir sind hinter diesem Schiff her, weil es Waffen geladen hat, die aus den Vereinigten Staaten geschmuggelt wurden und für die Invasion von Coruna bestimmt sind.«

»Coruna?«

»Ja.«

»Aber, Mr. Thornton, Coruna liegt am anderen Ende der Karibischen See, fast fünfzehnhundert Meilen weit weg. Warum sollte jemand Waffen aus den USA schmuggeln, um sie dann tausend Meilen weit in die falsche Richtung zu bringen? Sie müssen zugeben, daß Ihre Darstellung einige schwache Punkte auf weist.«

»Mr. Dain könnte Ihnen den Grund sagen.«

»Aber leider ist Mr. Dain nicht hier. Wir haben nur Sie und Miss Vargas und eine Geschichte von einer Invasion auf der anderen Seite der Karibischen See.«

»Zufällig ist sie wahr.«

»Ich bezweifle nicht«, meinte Alvares, »daß irgendwo in Mittelamerika bald eine Invasion, eine Revolte oder eine Revolution stattfindet. In diesem Jahr gab es schon sechs. Aber das erklärt noch nicht Ihre und Miss Vargas' Anwesenheit in Santa Catarina, geschweige denn die Ihres Freundes Sticcini.«

»Ich sage Ihnen noch einmal«, erklärte Thornton, am Rande seiner Geduld, »daß Sticcini nicht mein Freund war. Er versuchte in Florida, mich zu töten.«

Alvares nickte. »Das tut ein guter Freund nicht. Aber warum ließen Sie ihn in Ihr Hotelzimmer, wenn er Ihnen nach dem Leben getrachtet hatte? Warum gingen Sie mit ihm in die Halle hinunter, um ein Zimmer zu mieten?«

»Die Dinge hatten sich geändert.«

»Die Dinge müssen sich beträchtlich geändert haben, wenn Sie einem Mann halfen, der Sie töten wollte. Aber vielleicht wollten Sie das gar nicht. Vielleicht waren Sie an seinem Tod nicht ganz unbeteiligt.«

»Da irren Sie sich.«

»Er wollte Sie töten. Was wäre für Sie natürlicher, als an ihm zu vollenden, was er mit Ihnen vergeblich versuchte?«

»Vielleicht«, sagte Thornton. »Aber ich habe nichts mit seinem Tod zu tun.«

»Dann sagen Sie mir, was Sie wirklich in Santa Catarina wollen«, sagte Alvares scharf. »Vielleicht sind Sie ein Schmuggler?«

»Nein.«

»Oder ein Revolutionär? Nein? Sie könnten ein Spion Trujillos oder Castros sein; beide haben ein Auge auf unsere kleine Insel. Kürzlich wurden Sie beobachtet, als Sie das alte Fort fotografierten.«

»Der Kasten ist strategisch unwichtig.«

»Schon. Aber von dort aus hat man einen vorzüglichen Blick auf den Hafen und den Flugplatz.«

»Hunderte von Touristen machen deshalb dort täglich Schnappschüsse«, brummte Thornton.

»Aber Sie sind kein Tourist. Darüber sind wir uns doch wohl einig? Sie sind ein Mann, den ich mit der Unsicherheit in Verbindung bringen muß, die hier seit kurzem herrscht. Sie sind in ein Attentat verwickelt, das hier geschah, und Sie erzählen mir eine höchst unglaubliche Geschichte über den Grund Ihrer Anwesenheit. Sie wollen mir weismachen, daß Ihre Tätigkeit mit Coruna zu tun hat, einem Land, das fünfzehnhundert Meilen von hier entfernt liegt. Ich soll Ihnen glauben, daß Sie mit einem Mr. Dain zusammenarbeiten; aber es gibt keinerlei

Anzeichen dafür, daß er jemals hiergewesen ist. Sie sagen aus, daß Mr. Sticcini Sie zu töten versuchte, und zwei Minuten nachdem er Ihr Zimmer verläßt, zerreißt ihn eine Handgranate. Für mich sind Sie ein Lügner und ein gefährlicher Mann, Mr. Thornton. Ich weiß noch nicht, was ich mit Ihnen machen werde.«

Thornton sah ein, daß mit Captain Alvares nicht zu reden war. »Ich verlange einen Rechtsanwalt«, sagte er. »Und ich möchte den amerikanischen Konsul sprechen.«

»Wen Sie sprechen oder nicht sprechen, bestimme ich. Es muß alles seine Ordnung haben. Wahrscheinlich werde ich erst meinen Vorgesetzten berichten.«

Captain Alvares winkte, und zwei Wächter traten vor. »Bringt ihn hinunter«, befahl Alvares. Er nahm einen Kugelschreiber zur Hand und begann ein blaues Formular auszufüllen. Das Verhör war beendet.

Die Polizisten führten Thornton über eine höckerige Steintreppe in einen Block mit acht Zellen. Sie öffneten die Tür der zweiten Zelle mit einem riesigen Schlüssel, der aus der Zeit vor der Armada stammen mußte. Die Tür schloß sich hinter Thornton.

Er sah sich sein neues Heim an. Es maß höchstens drei mal drei Meter und enthielt Holzpritsche, Eimer, einen zerbeulten Napf und eine Tasse ohne Henkel. Drei Wände bestanden aus Stahlblech, die vierte aus dem Granit, auf dem Santa Catarina ruhte. Diese Wand glitzerte vor Feuchtigkeit, genau wie der Steinboden. Der ideale Platz, um sich eine Lungenentzündung zu holen, dachte Thornton. Drei Meter über seinem Kopf bemerkte er ein kleines, vergittertes Fenster; an der Decke hing eine trübe Glühbirne.

Er legte sich auf die Pritsche, die für einen Mann von höchstens einsfünfundsechzig bemessen war, zog die Knie an und verschränkte die Hände im Nacken. Es juckte ihn. Er hoffte nur, daß Estella besser untergebracht war.

Weder den Gürtel noch die Schnürsenkel hatte man ihm abgenommen. Es stand ihm frei, sich am Fenstergitter zu erhängen, wenn ihm danach war. Ihm war nicht danach. Er wollte nur heraus aus dieser lächerlichen, sinnlosen Komödie.

Was in aller Welt hatte er mit mittelamerikanischen Invasionen zu tun, mit geschmuggelten Waffen, karibischen Intrigen?

Natürlich war die Sache nicht so einfach. Seine Loyalität gegenüber Miami-South spielte noch eine Rolle. Aber keine allzu große. Thorntons Pflichtbewußtsein war schon reichlich strapaziert worden. Sein Auftrag hatte ihm große persönliche Risiken gebracht. Und jetzt mußte Schluß damit sein.

Da war noch Estella. Aber auch ihr sollte es bei vernünftiger Überlegung klarwerden, daß diese »Geschäfte« ganz entschieden Sache eines Experten waren. Und der Experte hatte Santa Catarina verlassen.

Heldentum führte zu nichts. Eine Fortsetzung der Jagd wäre weder loyal noch patriotisch, sondern Selbstmord. Dem Lastwagen heute nachmittag waren sie mit knapper Not entkommen. Sticcini hatte einen schmutzigen Tod gefunden, und nur durch einen Zufall blieb den Zuschauern das gleiche erspart. Es war genug. Er war fertig damit. Sollte Dain allein weitermachen. Dafür wurde er schließlich bezahlt.

Einmal zu diesem Ergebnis gekommen, begann sich Thornton besser zu fühlen. Er erhob sich, zündete eine Zigarette an und lief in der Zelle auf und ab. Vom anderen Ende des Blocks konnte er das Grölen und Blöken eines Betrunkenen hören. Es roch nach Fäulnis und Ammoniak; seine Zigarette schmeckte ihm nicht mehr, er zertrat sie. Dann zog er die Jacke aus und rollte sie zusammen. Er legte sich wieder auf die Pritsche, schob das Jackett unter seinen Kopf und stemmte die Füße gegen die Wand. Nach fünf Minuten war Thornton eingeschlafen.

Das Klirren des riesigen Schlüssels weckte ihn. Die Zellentür wurde aufgestoßen, und ein Wärter sagte etwas. Thornton schnappte das Wort »abogado« auf und erinnerte sich, daß es

Rechtsanwalt hieß. Ein Mann betrat die Zelle, und die Tür schloß sich hinter ihm.

»Sprechen Sie Englisch?« fragte Thornton.

»Ja. Es tut mir leid, Sie hier zu sehen, Mr. Thornton.«

Die Stimme kam Thornton bekannt vor. Er richtete sich auf.
»Sind Sie nicht Mr. Eberhart?«

»Doch, das bin ich. Darf ich mich setzen?«

»Warum nicht?« Thornton rückte zum Ende der Pritsche, um dem anderen Platz zu machen.

22

Mr. Eberhart mußte Mitte Fünfzig sein; er war nicht sehr groß und von mittlerer Statur. Sein Gesicht wirkte blaß und hatte schmale, verkniffene Lippen. Auf seinem runden Schädel wuchs nicht ein einziges Haar. Das Gestell seiner Brille bestand aus rostfreiem Stahl. Thornton konnte keinen Klumpfuß entdecken und auch keinen Schmiß auf der Wange.

Mr. Eberhart setzte sich auf die Pritsche und legte die Hände auf die Knie. Im Zwielficht der Zelle nahmen sie sich aus wie zwei lange weiße Fische.

»Ich habe einige Freunde auf dieser Insel«, begann er. »Und es wäre mir durchaus möglich, Ihre sofortige Freilassung zu erwirken.«

»Als Gegenleistung für gewisse Informationen?«

»Natürlich.«

»Warum haben Sie Sticcini nicht gefragt?«

»Mit Mr. Sticcini war nicht zu reden«, sagte Eberhart. »Seine Forderungen waren überhöht.«

»Haben Sie ihn umbringen lassen?«

»Das spielt doch keine Rolle«, meinte Eberhart. »Sticcini war bestimmt nicht Ihr Freund. Warum zerbrechen Sie sich den Kopf über ihn?«

Thornton hatte für Sticcini gewiß keine Sympathien gehabt. Aber es war keine Augenweide gewesen, den Mann von einer Handgranate zerfetzt am Boden liegen zu sehen.

»Warum sollten Sie mir die gewünschten Informationen nicht geben?« meinte Eberhart. »Wenn Sie mir die Wahrheit gesagt haben, sind Sie ein Angestellter der Firma Miami-South?«

»Richtig.«

»Dann verstehe ich Ihre Sorgen um den Ruf dieser Firma. Aber die Information, von der ich rede, wird diesen Ruf nicht gefährden. Ich kann auch verstehen, daß Sie die Sendung sicherstellen wollen. Aber haben Sie nicht schon alles Erdenkliche getan, um das zu erreichen? Sie riskierten Ihr Leben für eine Sache, die letzten Endes nur von untergeordneter Bedeutung für Sie sein kann. Für Sie gibt es jetzt nichts Klügeres, als mich zu informieren und sich dann aus der Angelegenheit zurückzuziehen.«

Das kam Thorntons eigenen Gedanken unangenehm nahe. Aber es aus Eberharts Mund zu hören, nahm dem Plan den Reiz.

»Ich sagte Ihnen schon früher«, erklärte Thornton, »daß ich nichts weiß.«

Mr. Eberhart nahm seine Brille ab und putzte sie umständlich mit dem Taschentuch. Dann setzte er sie wieder auf.

»Ich verstehe Sie nicht«, meinte er.

»Vielleicht ist es eine Frage einfachster Fairneß«, erwiderte Thornton. »Warum stehlen Sie nicht die Waffen Ihrer Kollegen?«

»Ah, Fairneß! Es wird Sie interessieren, Mr. Thornton, daß ich der ursprüngliche Käufer dieser Waffen bin. Sticcini und Konsorten haben sie mir geraubt.«

»Das soll ich glauben?«

»Sie haben mein Wort«, sagte Eberhart. »Die Waffen hatte ich bei einem Händler in New Jersey bestellt; sie stammen aus überschüssigen Armeebeständen. Man verlangte und erhielt Barzahlung von mir. Auf einem Lastwagen wurden sie dann nach Süden transportiert. Sticcini und Komplizen hielten den Wagen an, töteten Fahrer und Beifahrer. Seitdem versuche ich, meine Waffen wiederzubekommen.«

»Warum haben Sie sich nicht an die Polizei gewandt?«

»Das ging nicht. In den Augen der Behörden waren die Waffen illegal eingekauft. Die einschlägigen Gesetze sind sehr kompliziert. In dem einen Jahr sind Waffenlieferungen noch erlaubt, im nächsten schon verboten. Über das Land, für das ich sie besorgte, wurde eine Liefersperre verhängt.«

»Dann sind Sie jetzt erledigt«, sagte Thornton.

»Da bin ich anderer Ansicht. Diese Waffen gehören mir; ich habe sie mit Dollars gekauft, die mir anvertraut wurden. Ich muß sie zurückhaben.«

»Für wen kauften Sie die Waffen?«

»Das sage ich Ihnen nicht. Sie können mir aber glauben, daß sie nicht gegen Coruna verwendet werden, wenn ich sie wieder in die Hände bekomme. Die Waffen werden auch in keiner Weise Ihre Firma belasten. Das sollte Ihnen und Miss Vargas genügen. Ich zahle Ihnen eine Prämie von fünftausend Dollar, wenn Sie mir sagen, wo ich die Waffen finde. Was halten Sie von diesem Angebot?«

Thornton schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht das mindeste, Eberhart. Sie verschwenden Ihre Zeit.«

Eberhart zog sein Taschentuch hervor und fuhr sich damit über die Stirn. »Mr. Thornton, ich beschwöre Sie. Berücksichtigen Sie meine Lage. Für diese Waffen trage ich die Verantwortung. Es wird sehr unangenehme Folgen für mich haben, wenn ich sie nicht schnell wiederbeschaffe.«

»Das ist Geschäftsrisiko in Ihrer Branche.«

»Richtig. Aber man wird mich töten, wenn ich die Waffen nicht herbeischaffe.«

»Bedauerlich«, sagte Thornton. »Doch wieviel andere Menschen werden getötet, wenn Sie die Waffen ausliefern? Unter diesen Umständen kann ich kein großes Mitleid für Sie aufbringen.«

»Dann wollen Sie mir also nicht helfen? Selbst dann nicht, wenn Sie damit sich selbst und Miss Vargas helfen?«

»Ich kann Ihnen nicht helfen«, sagte Thornton ernst. »Seit Tagen bemühte ich mich zusammen mit Mr. Dain, die Waffen zu finden. Jetzt weiß ich nicht einmal mehr, wo Dain steckt.«

Eberhart erhob sich steifbeinig. »Gut, reden wir nicht mehr davon. Mein Eigentum hole ich mir zurück. Und Ihnen rate ich, den karibischen Raum so bald wie möglich zu verlassen.«

Er klopfte an die Zellentür. Der Wächter kam und öffnete. Eberhart verabschiedete sich mit einer knappen Verbeugung, die von Thornton mit kaum merklichem Kopfnicken quittiert wurde.

23

Eine halbe Stunde später kam der Wächter zurück und öffnete die Zelle. Durch Gesten gab er zu verstehen, daß Thornton oben erwartet werde. Thornton zog sich die Jacke an, rückte seine Krawatte zurecht und folgte dem Mann in Captain Alvares' Büro. Diesmal war auch Estella dort.

»Ich habe mit meinen Vorgesetzten gesprochen«, sagte Alvares. »Wir stellten fest, daß Sie beide unsere Gesetze in dreifacher Hinsicht übertreten haben. Jedes dieser drei Vergehen wird mit Gefängnis bestraft.«

Thornton öffnete den Mund, um zu protestieren, doch Estella warf ihm einen warnenden Blick zu. Er schwieg.

»Wir könnten Sie einsperren«, fuhr der Captain fort. »Ihr Konsul würde protestieren, aber das wäre alles. Wenn ich es zu entscheiden hätte, blieben Sie auch in Haft. Aber meine Vorgesetzten sind der Ansicht, daß es gewisse mildernde Umstände gibt. Ihre Verurteilung könnte auch die Touristen verstören; die Saison beginnt nächsten Monat. Wir haben daher beschlossen, Sie zu entlassen.«

»Vielen Dank«, sagte Thornton.

»Sie brauchen mir nicht zu danken. Sie und Miss Vargas werden Santa Catarina innerhalb einer Stunde verlassen. Miss Vargas hat mir versprochen, daß Sie beide die Insel ein Jahr lang nicht betreten werden. Sollte der hypothetische Mr. Dain hier auftauchen, so wird er ebenfalls ausgewiesen. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja«, nickte Thornton.

»Gut. Ihr Gepäck wurde bereits zum Flughafen gebracht. Sergeant Menzies wird Sie nun dorthin begleiten.«

»Sind Sie sicher, daß in der Maschine Platz für uns ist?«

»Ja. Miss Vargas hat telefonisch zwei Flugkarten bestellt. Ich glaube, das ist alles.«

Captain Alvares wandte sich den Papieren auf seinem Schreibtisch zu. Sergeant Menzies geleitete die beiden aus dem Polizeigebäude.

Es war kein schöner Abgang, aber Thornton gab sich gern damit zufrieden. In Miami konnten sie sich an die zuständigen Behörden wenden. Vielleicht würde ein anderer die Fährte aufnehmen und nach den Waffen fahnden. Estella schien sich mit der Ausweisung abgefunden zu haben. Sie hängte sich bei ihm ein, als sie beide, von dem Sergeanten gefolgt, das Rollfeld betraten. Sie war offensichtlich nervös. Wahrscheinlich hatten ihr die Ereignisse des Tages mehr zugesetzt, als sie es selbst

wahrhaben wollte. Thornton war froh, daß Estella nun alles überstanden hatte.

Er schöpfte erst Verdacht, als sie auf der Gangway standen. Dann sah er das hellerleuchtete Schild »Flug 103: Kingston, Panama City, Quito«.

»Estella!« keuchte er. »Diese Maschine geht nicht nach Miami.«

»Ich weiß. An Bord werde ich dir alles erklären.«

»Was erklären? Wohin fliegen wir?«

»Kingston auf Jamaika. Bitte, Bill. Ich werde dir alles erklären.«

»Was sollen wir auf Jamaika?« fuhr Thornton auf.

Jemand tippte ihm auf die Schulter. Er wandte sich um und blickte in das breite, freundliche Gesicht des Sergeanten. Menzies deutete mit dem Kopf nach der Einstiegluke. Estella zog an Thorntons Arm.

Von Sergeant Menzies Hand geschoben, kletterte er die restlichen Stufen empor und betrat die Kabine.

24

Die DC-6 war nur zur Hälfte besetzt. Thornton und Estella hatten zwei Plätze am Rumpfe. Bald waren sie in der Luft, und die Lichter von Santa Catarina wurden immer kleiner, verschwanden endlich am Horizont.

»Also«, sagte Thornton, nachdem sie sich losgeschnallt hatten. »Würdest du mir nun sagen, warum wir nach Kingston fliegen?«

»Weil es der nächste und der sicherste Ort für eine Bootsfahrt nach Quevera ist«, erklärte Estella.

»Weiter.«

»Wir könnten uns in Kingston ein Boot mieten, ein Fischerboot. In zwölf Stunden wären wir dort.«

»Sicher können wir das. Und dann?«

»Wir kippen die Waffen ins Meer«, sagte Estella. »Verstehst du, Bill? Ein schnelles Boot kann uns nach Quevera bringen, bevor die ›Liberio‹ dort eintrifft. Wir vernichten die Waffen und sind längst verschwunden, wenn das Schiff ankommt.«

»Nein.« Thornton schüttelte den Kopf.

»Warum nicht?«

»Weil es falsch ist. Jetzt, da wir das Versteck der Waffen kennen, sollten wir die Behörden in Coruna verständigen. Sie können dann ein Schiff mit Soldaten nach Quevera entsenden und die Waffen beschlagnahmen.«

»Dazu ist keine Zeit mehr«, sagte Estella. »Ich glaube auch nicht, daß es gelänge.«

»Wieso?«

»Es gibt Leute in unserer Regierung, die mit der Invasion sympathisieren. Kommt unsere Nachricht in falsche Hände, so geschieht entweder gar nichts, oder die Aktion wird verzögert, bis es zu spät ist. Und sogar ein regierungstreuer Beamter wird es sich zweimal überlegen, bevor er ein Schiff nach Quevera schickt – auf die unbewiesene Mitteilung einer neu engagierten Geheimagentin hin. Diese Insel liegt in der Nähe einer umstrittenen Zone, die sowohl Coruna als auch Nicaragua für sich beanspruchen. Und gegenwärtig bestehen Spannungen zwischen uns und dem Somoza-Regime. Kein Regierungsbeamter wird ein Schiff in dieses Gebiet entsenden, wenn nicht unwiderlegbare Beweise vorliegen. Vielleicht würden sie auf Mr. Dains Worte hören, aber nicht auf meine.«

»Das ist lächerlich«, sagte Thornton. »Ich dachte, die Regierung von Coruna glaubt ihren Agenten.«

»Das tut sie auch, aber die Sache ist kompliziert. Ich habe Anweisung, nur meinem direkten Vorgesetzten, Dr. Medilla, Bericht zu erstatten. Er ist für die Sicherheit des Nordsektors verantwortlich. Er wiederum berichtet dem Leiter des Sicherheit-

santes und der dem Präsidenten. Das alles nimmt fünf oder sechs Tage in Anspruch. So lange können wir nicht warten.«

»Warum rufst du Dr. Medilla nicht an?«

»Ich habe es von Santa Catarina aus versucht, konnte ihn aber nicht erreichen. Dr. Medilla ist nach Mexiko geflogen, um an einer Sitzung der interamerikanischen Sicherheitsoffiziere teilzunehmen. Er wird erst in drei Tagen zurückerwartet.«

»Er hat sich eine günstige Zeit für seine Reise ausgesucht.«

»Coruna wird seit drei Jahren von einer Invasion bedroht. Soll Dr. Medilla drei Jahre lang hinter seinem Schreibtisch sitzen bleiben?«

»Nein. Aber was du vorhast, geht über deine Befugnisse.«

»In Notfällen habe ich auf eigene Verantwortung zu handeln.«

»Es geht aber nicht«, beharrte Thornton. »Die Kisten wiegen eine halbe Tonne pro Stück. Wir brauchten einen Kran, um sie von der Stelle zu bewegen.«

»Wir könnten sie aufbrechen und die Waffen einzeln ins Meer werfen.«

»Nimm einmal an, die ›Liberio‹ ändert ihren Zeitplan. Wir hätten keine Chance.«

»Doch. Wenn wir in die Nähe von Quevera kommen, sehen wir, ob die ›Liberio‹ schon eingetroffen ist oder nicht. Auf dieser kleinen Insel kann man tausend Leute nicht verstecken. Sind sie schon da, fahren wir nach Coruna. Wenn nicht, können wir die Waffen vernichten. Natürlich müssen wir aufpassen. Kommt die ›Liberio‹ in Sicht, während wir an der Arbeit sind, so bleibt uns noch genügend Zeit, das Festland zu erreichen.«

»Es hört sich fast brauchbar an«, brummte Thornton.

»Du mußt nicht mitgehen, wenn du nicht willst.«

»Das ist mir klar. Laß mich nachdenken.«

Thornton lehnte sich zurück. Durch das Fenster konnte er weit unten die Lichter einer Stadt erkennen: Santiago de Cuba. In weniger als zwei Stunden würden sie Kingston erreicht haben. Estellas Plan hatte etwas für sich. War niemand auf Quevera, so konnten sie die Waffen ins Meer werfen. Lag das Schiff bei der Insel vor Anker, mußten sie rasch wieder umkehren. Das wichtigste war, einen Kahn zu chartern, mit dem sie jedem Beiboot der »Liberio« überlegen waren. Wie würde Dain diese Aufgabe anpacken? Eine derartige Aktion paßte besser zu Männern seiner Sorte.

Thornton begriff, daß er im Innern Estellas Plan schon akzeptiert hatte. »Okay!« sagte er. »Wir werden es versuchen.«

25

Die DC-6 überflog Kingston kurz nach der Morgendämmerung. Estella schlief an Thorntons Schulter. Sie sah nicht aus wie ein Mädchen, das eine Invasion verhindern wollte.

Thornton rüttelte sie vorsichtig wach. »Kingston«, sagte er.

»Schon?« Sie gähnte, richtete sich auf und sah aus dem Fenster. Aus ihrer Handtasche nahm sie Kamm und Lippenstift. »Du hättest mich früher wecken sollen.«

Estella schauerte zusammen, während sie sich kämmte. Thornton berührte ihre Hand. Sie war eiskalt.

»Stimmt etwas nicht?«

»Bill, glaubst du, daß wir es schaffen?«

»Warum nicht? Ich sehe keinen Grund für ein Mißlingen.«

»Kommst du mit mir?«

»Sicher.«

»Dann ist alles in Ordnung. Ich weiß nicht, ob ich es ohne dich gewagt hätte. Bill, ich hatte einen schrecklichen Traum. Ich war

tot und sah meiner Beerdigung zu. Du und Mr. Dain, ihr nahmt an dem Begräbnis teil, aber ziemlich uninteressiert. Ihr wart in eine Diskussion vertieft und saht euch nicht einmal um, als der Leichenwagen vorüberfuhr. Das ärgerte mich.«

»So ein Traum ist nur natürlich«, sagte Thornton. Seine prickelnde Kopfhaut strafte ihn Lügen, aber Estella merkte es nicht. »Du warst in ernster Gefahr. Und was Dain und mich angeht – nun, er ist weg, und ich war dagegen, daß wir nach Quevera fahren. Du mußtest ja einfach von Tod und Vernachlässigung deiner Person träumen.«

»Du findest eine recht einfache Erklärung dafür«, meinte Estella mit einer Spur von Hoffnung in der Stimme.

»Es fällt mir nicht ein, deinen Traum als böses Omen zu nehmen. Die Menschen träumen oft von ihrem Tod. In Asien passierte mir das zweimal. Nur keine Angst, wenn alles vorüber ist, gehen wir nach Miami. Du quittierst den Dienst als Geheimagentin. Ich steige Ryerson auf die Bude und verlange meinen Urlaub; danach eine andere Position. Ich möchte die Stelle eines Exportdirektors haben und mindestens acht Monate im Jahr zu Hause bleiben. Ryerson kann ja oder nein sagen, aber ich denke, er sagt ja. Zuerst mache ich Ferien. Wir sitzen in der Sonne und halten uns die Hände. Ich sage dir, daß ich sparsam, romantisch und sehr ernst bin. Dann sage ich dir, daß ich dich liebe, und halte um deine Hand an.«

»Und ich sage ja«, erklärte Estella.

»Wir heiraten und kaufen uns so ein lächerliches Floridahaus mit Marmorboden. Wir kaufen uns ein Auto, ein Boot, Angelgerät...«

»Laß mich auch einmal zu Wort kommen. Nachdem du um mich angehalten hast und ich ja gesagt habe, doch bevor wir heiraten, werden wir deinen Onkel und deine Tante besuchen.«

»Daran habe ich nicht gedacht.«

»Und auf jeden Fall müssen wir meine Familie besuchen. Sie wohnt in einem großen weißen Haus in der Nähe der Universität.

Mein Vater wird dir viele Fragen stellen, und meine Mutter wird weinen. Auch meine Tanten werden in Tränen ausbrechen, glaube ich. Mein Vater setzt sich mit dir in die Halle und schenkt dir einen guten, alten Sherry ein. Er wird dir sagen, daß Frauen auf Grund ihrer naturgegebenen Perversität bei Hochzeiten weinen, und er wird dich fragen, ob du Santayana gelesen hast.«

»Dein Vater wird mir todsicher gefallen«, sagte Thornton. »Und Santayana werde ich sofort lesen.«

»Lies auch Ortega y Gasset. Werde ich deiner Familie gefallen? Sag nicht einfach ja. Was denkst du wirklich?«

»Daß du ihnen gefällst.«

»Wirst du in aller Form um mich anhalten und keine Witze dabei machen?«

»Ja, das werde ich.«

»Ich freue mich darauf. Und das alles machen wir gleich nach Quevera?«

»Ja«, nickte Thornton. »Sobald wir es hinter uns haben.«

Sie passierten die Zoll-, Gesundheits- und Einwandererkontrollen; dann ließen sie sich in einem Restaurant Kaffee und Sandwiches bringen. Es war kurz vor sechs Uhr. Schon jetzt ergoß sich ein imposanter Verkehr in die Stadt: Omnibusse, Autos, Fahrräder und Fußgänger. In der Sonne begann es heiß zu werden; die Luft roch nach Früchten und Salzwasser. Ein Mann ließ sich an ihrem Tisch nieder. Er war klein, rundlich, seine Augen erinnerten an Schlehen, und er war vollkommen in Weiß gekleidet, augenscheinlich zufrieden mit sich und der Welt. Es war Mr. Cualilla.

»Ich dachte mir, daß Sie vielleicht nach Jamaika kommen würden«, sagte Cualilla. »Erlauben Sie, daß ich Ihnen ein herzliches Willkommen entbiete.«

»Haben Sie auf uns gewartet?« fragte Thornton.

»Das ist in einer Stadt wie Kingston kaum nötig. Man weiß hier einfach, daß bestimmte Leute ankommen. Sagen Sie, hat es in Santa Catarina Unruhen gegeben?«

»Keine ernsten.«

»Keinen Aufruhr? Mein Geschäft wurde nicht niedergebrannt?«

»Bestimmt nicht. Warum auch?«

»Das ist so ein Wunschtraum von mir«, sagte Cualilla mit einem sehnsüchtigen Lächeln. »Wenn mein Laden angezündet oder ausgeplündert wird, brauche ich nicht länger in Santa Catarina zu bleiben. Nach dem Erhalt der Versicherungssumme könnte ich in Jamaika leben. Meine Frau wäre sehr glücklich darüber.«

»Ich wußte nicht, daß Sie verheiratet sind«, meinte Estella.

»O doch. Und ich habe vier Kinder. Meine älteste Tochter ist fast achtzehn – nicht viel jünger als Sie, Miss Vargas.«

»Lebt Ihre Familie in Santa Catarina?«

»Aber nein. Unser Haus liegt am Stadtrand von Kingston. Es ist klein, aber die Terrasse und der Garten sind wundervoll. Wir wären entzückt, Sie beide als unsere Gäste begrüßen zu dürfen.«

»Vielen Dank«, erwiderte Estella. »Aber ich fürchte, wir werden Kingston schon nach einigen Stunden wieder verlassen müssen.«

»Vielleicht werden Sie nach Miami zurückgehen?«

»Vielleicht.«

»Und vielleicht haben Sie den Platz gefunden, wo Waffen und Soldaten zusammentreffen?«

»Vielleicht.«

»Sie trauen mir nicht«, sagte Cualilla bekümmert. »Das finde ich wirklich bedauerlich.«

»Warum sollten wir?« fragte Thornton. »Wem würden Sie die Information verkaufen, wenn wir Ihnen den Treffpunkt verrieteten?«

»Den Holländern«, erklärte Cualilla prompt. »Bei ihnen wären sie gut aufgehoben. Interessiert sind sie daran, denn sie haben Besitzungen im karibischen Raum. Aber sie unternehmen selten etwas, und ich könnte in Ruhe ein paar Dollars verdienen.«

»Sie sind sehr offen«, meinte Thornton. »Aber ich glaube nicht, daß wir es Ihnen sagen sollten.«

Cualilla zuckte mit den Schultern. »Vielleicht nicht. Ich rede zuviel, und zum Schluß muß ich mir noch die Ehrlichkeit anderer Leute zum Vorbild dienen lassen. Das ist beinahe so gut, als wäre ich selber ehrlich. Haben Sie Mr. Dain gesehen?«

»Nein. Sie?«

»Ich habe gehört, er sei in Washington.«

»In Washington!«

»Natürlich«, nickte Cualilla. »Das ist logisch. In Washington holt sich ein Agent seine psychische Kraft.«

»Aber er sollte hier sein, im karibischen Raum«, meinte Estella.

»Ein Mann wie Mr. Dain«, sagte Cualilla gedankenvoll, »ist überall und nirgends. Er kann sich seinen jeweiligen Aufenthalt selbst aussuchen. Nur hinterher muß er Rechenschaft ablegen. So ist das mit den wichtigen Geheimagenten. Doch was ich hörte, ist nur ein Gerücht.«

»Haben Sie noch andere auf Lager?« wollte Estella wissen.

»Nichts von Bedeutung.« Cualilla schüttelte den Kopf. »Nur das übliche Gewäsch, das man in Cafes und Bazars aufschnappt. Von russischen U-Booten und chinesischen Frachtern. Eine interessante Geschichte über einen gewissen General Mendoza und eine andere über einen Frachtdampfer ›Liberio‹.«

»Was wissen Sie über General Mendoza und die ›Liberio‹?«

Mr. Cualilla lächelte. »Beides sind recht interessante kleine Geschichten.«

»Was kosten sie?«

»Nur eine Gegeninformation.«

»Die Sie dann an die Holländer verkaufen?«

»Was können Ihnen die Holländer schon antun?«

»Aber wem werden sie es weitersagen?«

»Das spielt kaum eine Rolle«, meinte Cualilla. »Bis dahin weiß es jeder, und es ist nichts mehr wert. Solche kleinen Informationen sind nur für kurze Zeit verkäuflich. Die Leute bezahlen für einen Tip, aber sie unternehmen nichts. Solche Absonderlichkeiten machen Spionage zu einem ethischen Beruf.«

Thornton blickte Estella an. Sie nickte.

»Die Waffen«, sagte er, »befinden sich auf einer Insel mit dem Namen Quevera.«

»Ich danke Ihnen!« Cualilla verbeugte sich auf seinem Stuhl. »Glauben Sie mir, Sie haben sich nicht kompromittiert.«

»Erzählen Sie uns jetzt, was Sie über General Mendoza wissen.«

»Gewiß. Gestern morgen erschien der General am Flughafen Miami, mit einem Ticket nach Guatemala City. Angeblich wollte er dort Urlaub machen. Aber die Einwanderungsbehörde hatte seine Papiere zu beanstanden. Er wird mindestens eine Woche aufgehalten.«

»Das ist interessant«, nickte Thornton. »Und was wissen Sie über die ›Liberio‹?«

»Ein Unglücksschiff. Es meldete Maschinenschaden bei schwerem Seegang südlich Kubas. Jetzt nähert es sich seinem Ziel mit beträchtlich verringerter Fahrt.«

»Haben Sie etwas von Mr. Dain gehört?« fragte Thornton.

»Nein. Aber ich vermute – vermute, sage ich – , daß er nach Miami fliegt, um Mendoza zu vernehmen. Er kann den Fall aber auch jemand anderem übertragen haben.«

»Halten Sie das für wahrscheinlich?«

»Für möglich. Doch es hat absolut nichts mit Ihren gegenwärtigen Problemen zu tun.«

»Und welche Probleme sind das?«

»Nun«, Cualilla zuckte die Schultern, »Sie sind auf dem Weg nach Quevera. Soweit es ging, benutzten Sie öffentliche Verkehrsmittel. Jetzt müssen Sie sich nach einem verlässlichen Privatunternehmer umsehen. Sie brauchen entweder ein Boot oder ein Wasserflugzeug.«

»Wie klug Sie sind«, sagte Estella.

Cualilla lächelte mit halbgeschlossenen Augen. »Danke Ihnen, Miss Vargas. Aber dazu ist wirklich keine Klugheit notwendig. Diese Affären bleiben sich immer gleich. Männer, Waffen und Entfernungen. Das Problem liegt stets in der Logik. Die Waffen müssen verschwinden, bevor die ›Liberio‹ Quevera erreicht. Sonst kann nicht einmal General Mendozas verlängerter Aufenthalt in Miami den Lauf der Dinge ändern. Santos-Figueros weiß sehr genau, was er mit tausend bewaffneten Soldaten anfangen kann. Aber Sie sollten sich mit zuverlässigen Leuten zusammentun, um die Waffen zu – eh – entfernen.«

»Dafür haben wir keine Zeit«, meinte Estella.

»Das ist wohl richtig. Ich kann Ihnen die Hin- und Rückreise diskret vermitteln. Sind Sie interessiert?«

»Ja«, nickte Thornton. »Was kostet es?«

»Solche Transporte haben hier feste Preise«, erklärte Cualilla. »Wir können darüber reden, während wir zum Hafen fahren.«

Innerhalb einer Stunde hatte Mr. Cualilla alle Vorbereitungen getroffen und die Gebühren kassiert. Die »Bonefish III« würde

sie nach Quevera bringen, ein vierzehn Meter langes Fischerboot mit zwei Schrauben. Wie der Skipper versicherte, lief es über fünfzehn Knoten. Der Skipper war ein großer, freundlicher Neger aus Andres; er trug saubere Khakihosen, eine Baseballmütze und ein weißes kurzärmeliges Hemd. Der Gehilfe war sein Cousin, ein Neger aus Jamaika, über fünfzig, mit eisengrauem Haar und muskulösen Armen. Wie die beiden sagten, konnte man bis Mittag in See stechen. Mr. Cualilla verabschiedete sich aufs herzlichste.

Während das Boot aufgetankt wurde, gingen Thornton und Estella zum Mullhouse Square und aßen etwas. Thornton kaufte eine zwei Tage alte Ausgabe des »Miami-Herold«. Auf Seite drei fand er eine kurze Notiz über General Mendozas unfreiwilligen Aufenthalt am Flughafen von Miami, auf der folgenden Seite einen Hinweis auf die Havarie der »Liberio«.

»Wenn es so gemacht wird«, brummte er, »dann kann ich auch Spitzel werden. Man braucht nur die Zeitungen früher zu lesen als der Kunde.«

»Er hat uns hereingelegt«, meinte Estella. »Aber ich bin trotzdem froh, daß du diese Meldungen gesehen hast.«

»Warum?«

»Cualilla habe ich nie für vertrauenswürdig gehalten. Doch wir wissen jetzt wenigstens, daß seine Informationen wahrscheinlich richtig waren.«

26

Die Karibische See lag ruhig und glatt unter einem blaßblauen Himmel. Weit im Südosten zogen Regenwolken wie eine graue Armee über den Horizont. Mit hoher Bugwelle pflügte die »Bonefish III« durch das Wasser. Erst nach Sonnenuntergang drosselte der Skipper den Motor. Dunkelheit breitete sich nach Westen hin aus, und das Boot setzte seine Fahrt unter einem

hellen Dreiviertelmond fort. Gegen Mitternacht nickte Thornton ein.

Der Gehilfe rüttelte ihn wach. Thornton setzte sich auf, blinzelte in die Morgensonne. Der ausgestreckte Zeigefinger des Negers wies auf einen flachen braunen Fleck weit voraus: Quevera. Thornton nahm den Becher Kaffee, den ihm der Mann reichte, und weckte Estella.

»Wie fühlst du dich?« fragte er sie.

»Es wird mir wohler sein, wenn alles vorüber ist.«

Die Distanz zwischen dem Boot und der Insel schrumpfte zusammen. Quevera wuchs höher und höher aus dem Meer, ein Haufen Granit, graubraun und kahl, durch eine Laune der Natur entstanden. Als sie noch hundert Yards von dem schmalen Sandstrand entfernt waren, nahm der Skipper die Fahrt zurück und blickte Thornton fragend an.

»Rund um die Insel!« befahl Thornton. Durch das Fernglas des Bootseigentümers beobachtete er Quevera. Nichts bewegte sich auf dem dunklen Felsen, kein verräterisches Aufblitzen von Stahl deutete auf die Anwesenheit bewaffneter Männer. Sie schlossen den Kreis und machten dann klar von der Insel. Thornton suchte den Horizont ab. Im Westen konnte er die mittelamerikanische Küstenlinie ausmachen. Kein Schiff weit und breit; nur träge flache Wellen tanzten vor dem Fernglas auf und nieder.

Er richtete das Glas wieder auf Quevera und setzte es dann ab. »Wenn sich dort tausend Mann verbergen«, meinte er zu Estella, »dann machen sie es verdammt geschickt.«

»Hast du etwas von den Waffen gesehen?«

»Nein, nichts.«

»Vielleicht konnte die ›Helios‹ nicht entladen. Vielleicht war sie noch gar nicht hier.«

»Das wollen wir lieber nicht einkalkulieren. Es ist durchaus anzunehmen, daß die Waffen schon auf der Insel liegen. Der

Sandstreifen am nördlichen Ende scheint mir der einzig geeignete Entladeplatz zu sein.«

Thornton zog den Revolver aus der Tasche, überprüfte ihn und steckte ihn wieder ein. Dann wies er den Skipper an, ihn und Estella am Nordende an Land zu setzen. Der Neger kuppelte das Wendegetriebe ein; er schien nicht sehr glücklich dabei. Sein Gehilfe eilte zum Bug und machte eine lange Bambusstange los, die mit schwarzem Band markiert war. Als es noch fünfzig Yards bis zum Strand waren, begann er zu loten. Zwanzig Yards weiter kuppelte der Skipper aus und ließ das Boot antreiben. Es lief kaum merklich auf Grund, als noch drei Yards die »Bonefish III« von Quevera trennten.

Thornton bat die Fischer, den Motor laufen zu lassen und auf eine rasche Abfahrt gefaßt zu sein. Sie nickten lebhaft und setzten sich am Bug nieder. Thornton nahm ein Brecheisen aus der Werkzeugkiste und schob es unter den Gürtel. Er und Estella kletterten aus dem Boot. Sie standen bis über die Knie im Wasser. Sofort wateten sie an Land.

Der schmale Sandstreifen endete an einem Wall von Granitblöcken, die Ebbe und Flut glattgespült hatten. Thornton und Estella bahnten sich einen Weg durch die Steine und betraten ein schräges Felsplateau. Nichts regte sich; außer dem Auspuff des Bootsmotors und dem Brausen der Brandung war kein Laut auf der Insel zu hören. Vor ihnen erhob sich ein Miniaturgebirge, grau und tot. Schwarze Klippen vulkanischen Ursprungs ragten zu beiden Seiten empor.

»Noch niemand hier«, flüsterte Estella.

»Nein. Aber wäre jemand auf der Insel gewesen, so könnten wir es nicht sehen. Der Strand muß bei Flut überspült sein, und auf den Felsen entstehen keine Fußspuren.«

»Selbst wenn die Waffen hier sind, weiß ich nicht, wie wir sie finden sollen.«

»Das kann nicht so schwierig sein. Die Kisten hatten ein zu hohes Gewicht, um ohne Maschinen oder Lasttiere über größere

Distanzen befördert zu werden. Ich bin sicher, daß sie mit Leichtern an Land gebracht werden mußten. Wenn die Waffen also auf der Insel sind, dann ganz in der Nähe.«

Nach allen Seiten sichernd stiegen sie weiter über die Felsen. Estella entdeckte einen natürlichen Pfad zwischen gigantischen Steinbrocken. Thornton zog seinen Revolver aus der Tasche und entsicherte ihn.

»Beobachte du die Gipfel«, sagte er. »Schau auch ab und zu nach hinten. Ich führe dich am Ellbogen. Nach rechts und links werde ich sichern. Wenn du etwas bemerkst, sofort in Deckung.«

Zwanzig Yards voraus sahen sie plötzlich den Eingang einer Höhle. Davor schimmerte ein Felsbrocken in der Sonne. Die Klippen warfen harte Schlagschatten auf den Weg des Paares.

»Mir war, als hätte sich dort oben etwas bewegt«, sagte Estella plötzlich.

Ihre Hand wies nach einem hohen Felsgipfel. Thornton blickte angestrengt hinauf. Schweiß rann ihm am Arm hinunter, tropfte auf den Revolver. Oben am Felsen stieg eine Möwe auf, schrie triumphierend und flog mit müdem Flügelschlag auf die See hinaus.

Jetzt erreichten sie die Höhle. Man hatte sich keine besondere Mühe gegeben, die schwarzen Kisten zu verbergen. Sie standen gleich vorn am Eingang. Thornton zog das Brecheisen aus seinem Gürtel und ging darauf zu.

»So!« ertönte eine Stimme hinter den Kisten. »Bitte senken Sie Ihren Revolver sehr langsam.«

Thornton hatte etwas Ähnliches befürchtet. Er warf sich blitzschnell zu Boden, zog Estella mit. Ein Schuß krachte im Innern der Höhle; die Kugel flog über ihre Köpfe hinweg.

»Lassen Sie diese Dummheiten«, sagte die Stimme. »Sie wissen genau, daß Sie in eine Falle gegangen sind. Werfen Sie den Revolver sofort weg, und es wird Ihnen nichts geschehen.«

Thornton feuerte in die Richtung der Stimme, hörte das Projektil gegen die Felswand prallen und davon surren. Sie krochen zurück, ständig die Kisten im Auge.

Als die beiden wieder im Sonnenlicht waren, pfften zwei Kugeln in rascher Folge über sie hinweg. Sofort suchten sie hinter einem Steinblock Schutz. Das Feuer war von oben rechts gekommen, wahrscheinlich von einem Mann hinter dem hohen Felsengipfel. Gut hatten die Schüsse nicht gelegen; es konnte nicht einfach sein, von so hoch im gleißenden Sonnenschein einen Treffer zu erzielen.

»Was nun?« fragte Estella.

»Wir schlagen uns zum Boot durch. Die Fischer haben vielleicht abgelegt, als sie die Schüsse hörten. Aber womöglich warten sie in einiger Entfernung vom Strand.«

Sie hörten ein Kratzen. Als Thornton vorsichtig über den Steinwall spähte, sah er, daß der Mann in der Höhle eine kleine Kiste dem Ausgang entgeschob, ständig in ihrer Deckung.

Hoch über ihnen begann der Gewehrschütze wieder zu feuern. Querschläger prallten von den Steinen ab.

»Rasch zurück!« sagte Thornton. Vorsichtig schoben sie sich von dem Felsenwall fort.

Der Weg vom Strand zur Höhle war kurz gewesen. Umgekehrt wurde er zu einer schier endlosen Strecke. Der Gewehrschütze oben auf den Klippen bewegte sich parallel zu den beiden. Ab und zu sahen sie ihn für eine Sekunde: Eine Gestalt in Khakiuniform, Patronengurte um die Schultern geschlungen.

Thornton wartete, bis der Mann zwischen zwei Felsen sichtbar wurde. Den Revolver in beiden Händen auf einen Steinblock aufgelegt, feuerte er. Vor den Füßen des Uniformierten stob der Dreck auf; der Mann ging eiligst in Deckung. Mit einem Revolver war auf diese Distanz nicht viel auszurichten, aber es würde ihn vorsichtig machen.

Der Komplize des Gewehrschützen hatte nun die Höhle verlassen und sich hinter Felsbrocken geduckt. Er bewegte sich mit großer Umsicht, verzichtete auf jeden Gebrauch der Waffe und gab sich nicht die geringste Blöße.

Thornton und Estella erreichten den letzten Steinwall. Nur noch der schmale braune Sandstreifen trennte sie vom Wasser. Das Boot lag an seinem alten Platz, schaukelte auf den Wellen. Beide Fischer standen aufrecht bei der kleinen Kajüte und starrten mit ausdruckslosen Gesichtern nach der Insel.

Der Gewehrschütze kam oben auf den Klippen in Sicht. Thornton feuerte zwei Schüsse ab; der Mann verschwand sofort hinter einem Felsen.

»Jetzt!« befahl Thornton.

Sie spurteten über den Sand ins Wasser. Kein Schuß wurde abgegeben. Unangefochten erreichten sie das Boot und wateten zur Steuerbordseite, um Deckung zu haben.

»Helfen Sie uns!« rief Thornton. »Wir müssen rasch von hier weg.«

Die beiden Neger grinsten ihnen entgegen. Jeder hatte einen Revolver in der Hand. Der Skipper deutete auf Thorntons Waffe. Nach kurzem Zögern ließ dieser sie ins Wasser fallen.

Noch immer grinsend, bedeuteten die Fischer den beiden, zur Insel zurückzukehren. Der Gewehrschütze kletterte von den Klippen herab. Es war Juan, den Thornton zuletzt im Schuppen in Miami gesehen hatte. Jetzt trug er die Schulterstücke eines Captains.

Der Mann aus der Höhle kam ebenfalls heran, wischte sich die Stirn mit seinem Taschentuch. Er war klein und rundlich, hatte einen sorgsam gepflegten Schnurrbart und eine Halbglatze. Seine Kleidung bestand aus amerikanischem Drillich, und auf einer Schulter war ein Generalsstern befestigt. In den Händen hielt er einen amerikanischen Karabiner.

»Meine Freunde«, sagte General Mendoza. »Ich bin untröstlich, Sie auf Quevera in solcher Manier begrüßen zu müssen. Die ansonsten üblichen Höflichkeitsformen müssen aber ausfallen, denn wir befinden uns gewissermaßen im Kriegszustand. Kommen Sie mit!«

Der General drehte sich um und ging den Weg zurück, den er gekommen war. Thornton und Estella folgten, hinter ihnen Juan und die beiden Fischer.

27

Die erste Höhle umging Mendoza, stieg einen steilen Felspfad hinauf und betrat eine zweite, größere Höhle. Den Eingang hatte man künstlich erweitert; Thornton konnte noch die Spuren der Werkzeuge sehen.

Ein breiter Gang von etwa zehn Meter Länge führte schräg nach unten und weitete sich dann plötzlich zu einem kleinen, natürlichen Gewölbe. In der Mitte saß ein braunhäutiger pockennarbiger Mann auf einem Kistenstapel. Er trug weiße Baumwollhosen und ein weißes Hemd. Quer über seinen Knien lag ein Garand-Gewehr; um seine Schultern schlangen sich Patronengurte. Der Mann sprang auf und salutierte vor Mendoza, der die Ehrenbezeugung feierlich erwiderte. Als der Pockennarbige die beiden Gefangenen sah, grinste er und fragte den General auf spanisch, ob die Befreiung bereits begonnen habe. Mendoza sagte ihm, daß es sehr bald soweit sei; beruhigt setzte sich der Mann wieder auf seine Kisten.

Eine trübe Petroleumlampe spendete nur spärliches Licht. Mendoza zündete eine zweite an und führte seine Gefangenen in eine weitere Höhle, die sich an die erste anschloß.

Sie mochte zehn mal zehn Meter messen. Die Felsendecke, glitzernd vor Nässe, lastete höchstens dreiviertel Meter über ihren Köpfen. Es gab nur einen einzigen Zugang: den zur vorderen Höhle, wo der pockennarbige Soldat Wache hielt.

»Machen Sie es sich so bequem wie möglich«, meinte der General. »Wie Sie sehen, sind unsere Verhältnisse auf Quevera ziemlich beschränkt.«

»Was haben Sie mit uns vor?« erkundigte sich Thornton.

»Das hängt von den Ereignissen ab. Wenn die Befreiung von Coruna vollzogen ist, können wir Sie vielleicht entlassen. Möglicherweise müssen wir Sie auch ein bißchen länger festhalten, um uns gute Manieren der Vereinigten Staaten zu sichern. Bei dem jetzigen Stand der Dinge läßt sich das schwer sagen.«

Estella akzeptierte die Worte des Generals mit einem Nicken. Thornton brachte es nicht fertig, so ruhig zu bleiben. »Diesen letzten Teil unserer Reise arrangierte Mr. Cualilla, nicht wahr?« knurrte er.

»Stimmt.«

»Er ist also Ihr Agent?«

»Nein«, sagte Mendoza. »Cualilla arbeitet für niemand. Er verkauft seine Informationen und Dienste an jeden, der dafür bezahlt. Nur sich selbst ist er treu.«

»Was ist mit seiner Frau und seinen Kindern?«

»Die hat er wohl erfunden. Ich wußte, daß Mr. Dain von Cualilla Informationen gekauft hatte. Mein Angebot war höher. Alle diese Dinge haben ihren Preis, wie Sie sich denken können. Soviel für eine Information; soviel für den Einsatz verlässlicher Leute, wie etwa meiner beiden Fischer.«

»Warum ließ sich Dain hereinlegen? Warum traute er Cualilla?«

»Sie irren sich«, meinte Mendoza. »Mr. Dain hatte niemals Vertrauen zu Cualilla. Dessen einzige Tugend ist die Zuverlässigkeit seiner Informationen. Jeder weiß das.«

Jeder, dachte Thornton. In der kleinen, abgekapselten Welt der Agenten und Gegenagenten.

»Als Sie und Miss Vargas allein auf der Szene waren«, fuhr der General fort, »sah Cualilla eine Gelegenheit, sich gleichzeitig von mehreren Seiten Profit zu holen. Natürlich behauptete er, ein Vertrauensmann Mr. Dains zu sein. Aber das hörten Sie nur von ihm, gewiß nicht von Mr. Dain.«

»Mr. Dain hat Cualilla nicht einmal erwähnt.«

»Das dachte ich mir. Es ist unklug, jeden Gesprächspartner Mr. Dains gleich für seinen Vertrauten zu halten. Sie beide sind wahrscheinlich sehr neu im Spiel.«

»Stimmt«, nickte Thornton. »Es ist ein lausiges Spiel.«

»Ja«, gab Mendoza zu. »Doch es entbehrt nicht einer gewissen Faszination. Ich kann Ihnen sagen, daß die weiteren Operationen genau festliegen. Mit der ›Liberio‹ stehe ich in drahtloser Verbindung. Spätestens bis morgen mittag wird das Schiff hier eintreffen. Und noch vor Sonnenuntergang wird die Befreiung beginnen.«

»Die Invasion«, sagte Estella.

»Das hängt davon ab, auf welcher Seite man steht«, meinte der General. »Die Invasion oder Befreiung, wie immer man es nennen will, wird von einer der größten, besttrainierten und bestausgerüsteten Streitkraft ausgeführt, die jemals amerikanischen Boden betrat. Die Straße zur Hauptstadt wird nur von einer lächerlich kleinen Einheit verteidigt. Der Rest der corunischen Armee – zwei dürftig bewaffnete Infanterieregimenter--, schlägt sich an der pazifischen Küste mit streikenden Arbeitern der International Fruit Company herum. Binnen zweier Tage wird Coruna eine neue Regierung haben. Es bleibt nur eine einzige Frage offen.«

»Und die wäre?« wollte Thornton wissen.

»Eine Kleinigkeit«, sagte General Mendoza. »Ich möchte den Namen Ihres wirklichen Auftraggebers wissen.«

Einen Moment lang verstand Thornton nicht, was Mendoza meinte. Dann sagte er: »Das wissen Sie doch. Ich arbeite für die Miami-South.«

»Im gegenwärtigen Stadium«, sagte Mendoza, »brauchen wir über Ihre Tarnung kein Wort mehr zu verlieren. Ich weiß wohl, daß Sie echte Beglaubigungspapiere dieser Firma haben. Aber ich frage Sie nochmals, für wen Sie wirklich arbeiten.«

»Ich wiederhole, daß die Miami-South mein einziger Auftraggeber ist.«

Mendoza runzelte die Stirn, schlug mit der flachen Hand auf den Revolver an seiner Seite. »Vielleicht verstehen Sie nicht, warum ich Ihnen diese Frage stelle, Mr. Thornton. Allem Anschein nach sind Sie höchst unerfahren. Die Leute, die hinter Ihnen stehen, arbeiten offensichtlich gegen die Befreiung. Wir wissen, wen Mr. Dain vertritt und wer Miss Vargas' Auftraggeber sind. Zwei Feinde kennen wir also. Aber der dritte Feind, dessen Agent Sie sind, ist uns unbekannt. Und gerade eine junge Regierung muß wissen, woher Störungen zu erwarten sind. Nicaragua zum Beispiel hat unser Unternehmen unterstützt. Wir wissen aber nicht, ob wir diesem Wohlwollen trauen dürfen, denn es gibt ein umstrittenes Territorium. Jenseits unserer Südgrenze liegt Costa Rica, ein friedliches Land. Es besteht kein Anlaß, von dort Schwierigkeiten zu erwarten, aber wir wollen sichergehen. Auch Honduras ist ein Nachbarland und könnte einen Agenten auf uns angesetzt haben.

Das sind noch nicht alle Möglichkeiten. Kuba muß notwendigerweise interessiert sein, und auch ein Agent aus Mexiko oder Guatemala würde mich nicht überraschen. Dann gibt es noch Großbritannien, Frankreich und Holland, die Besitzungen im karibischen Raum haben. Sogar Rußland und China muß ich in Erwägung ziehen. Diese beiden Länder sind weit entfernt, aber ihr Interesse an den Vorgängen in dieser Gegend ist nicht von der Hand zu weisen.«

»Sie reden sich etwas ein, Mendoza«, sagte Thornton. »Ich sagte Ihnen, wen ich vertrete.«

»Tut mir leid, Mr. Thornton, aber Ihre Vergangenheit läßt diese Erklärung höchst unglaublich erscheinen. Außerdem ist da noch Mr. Eberhart, mit dem Sie in Verbindung standen.«

»Welche Rolle spielt er?«

»Eberhart ist ein Waffenschmuggler und bezahlter Agent des Castro-Regimes. Er besuchte Sie im Gefängnis von Santa Catarina. Unmittelbar danach wurden Sie entlassen.«

»Meine Entlassung hatte nichts mit Eberhart zu tun.«

»Und weshalb besuchte er Sie dann?«

»Er wollte Informationen über die Waffen. Ich sagte ihm nichts.«

Mendoza zog die Augenbrauen hoch. »Sie wurden auf freien Fuß gesetzt und flogen nach Jamaika. Mr. Eberhart und einige seiner Freunde folgten Ihnen sofort mit der nächsten Maschine. In Kingston charterten sie ein Wasserflugzeug.«

»Auch das hat mit mir nichts zu tun. Warum fragen Sie nicht Eberhart?«

»Das dürfte nicht gut möglich sein. Wie ich von Mr. Cualilla hörte, stürzte das Flugzeug kurz nach dem Start ab. Leichen konnten noch nicht gefunden werden.«

»Ich nehme an, das war Ihr Werk?«

»Nein. Mr. Eberhart versagte, und seine Auftraggeber wurden ungeduldig. Wie lange haben Sie zusammengearbeitet?«

»Ich hatte nie etwas mit ihm zu tun.«

»Wer ist Ihr Auftraggeber?«

»Das sagte ich bereits.«

Mendoza schüttelte betrübt den Kopf. »Mr. Thornton, ich möchte Ihnen nicht drohen. Sie sind ein netter junger Mann. Es täte mir leid, rauhe Methoden anwenden zu müssen.«

»Dann lassen Sie's.«

»Zur Sicherheit der Revolutionsregierung könnte es unerlässlich sein.«

»Du lieber Himmel«, sagte Thornton. »Sie haben noch nicht einmal eine Regierung, und doch zerbrechen Sie sich bereits den Kopf über Sicherheitsvorkehrungen. Vier Mann auf einer Insel, das ist Ihre ganze Streitmacht.«

»Zehn Mann«, korrigierte Mendoza. »Ich habe auch an anderen Stellen Posten aufgestellt, für den Fall, daß Sie nicht am Nordstrand anlegten. Aber das ist nebensächlich. Natürlich haben wir noch keine Regierung, aber das wird morgen schon nachgeholt. Und dann ist unsere Sicherheit eine sehr ernste Sache. Sie brauchen mir keine Geheimnisse zu verraten. Nur den Namen Ihres Auftraggebers will ich wissen.«

»Fragen Sie mich morgen, wenn Sie eine Regierung haben«, knurrte Thornton.

Für einen Augenblick glaubte er, zu weit gegangen zu sein. Mendozas Gesicht lief rot an; sein Hals reckte sich drohend vor, und seine Augen wurden hart wie Granatsplitter.

»Wir unterhalten uns später darüber«, sagte er dann. »Und Sie werden antworten.« Der General drehte sich um und ging.

»Ich habe uns fein in die Nesseln gebracht«, sagte Thornton zu Estella.

»Nein. Wenn hier jemand Schuld hat, dann ich. Man hat mich zumindest kurz geschult. Es hätte mir nicht passieren dürfen.«

»Ich widerspreche«, sagte Thornton. »Aber es hilft nichts, wenn wir jetzt einen Sündenbock suchen. Was werden sie mit uns machen?«

»Das hängt vom Erfolg oder Mißerfolg ihrer Invasion ab. Gelingt das Unternehmen, werden sie uns vielleicht in ein paar Wochen laufenlassen. Geht es daneben, sind sie flüchtige Kriegsverbrecher. Sie könnten uns erschießen.«

»Wie beurteilst du ihre Chancen?«

»Es wird sehr viel schwieriger sein, als sie annehmen. Coruna verfügt nur über eine kleine Armee, aber die Regierung hat bei der Bevölkerung viele Freunde. Selbst wenn die Hauptstadt sofort in seine Hände fällt, wird Mendoza einen langen Krieg führen müssen. Vielleicht ist noch genügend Zeit für eine Intervention der UNO.«

»Was würde in diesem Fall aus uns?«

»Mendoza müßte dann so korrekt wie möglich erscheinen wollen. Wir wären ihm dabei nur lästig.«

Thornton nickte und versuchte nachzudenken. Er war auch für Estella verantwortlich. Ein seltsames Gefühl, und ziemlich unerwartet. Auf jeden Fall eine schwere Bürde – unter den gegebenen Umständen. Sollten sie ruhig in der Höhle bleiben und abwarten, welches Schicksal ihnen die Invasion bringen würde? Der Gedanke freute ihn nicht. Abwarten war im Grunde gefährlicher als ein Ausbruch.

»Unsere Chancen stehen nicht gut«, sagte er. »Wir sehen besser nach, ob hier ein Weg nach draußen führt.«

Sie durchsuchten die Höhle, aber es gab keinen vergessenen Geheimstollen. Nur den Durchgang zur anderen Höhle. Das hieß, den Wächter außer Gefecht setzen. Es war riskant, doch auf Mendozas Menschenfreundlichkeit zu hoffen, schien noch riskanter.

»Wir müssen den Wachtposten überrumpeln«, sagte Thornton. Er bückte sich und hob einen faustgroßen Felsbrocken auf. »Ein Messer wäre mir lieber, aber wir können nicht wählerisch sein.«

Estella hob ihren Rocksäum. Sie nestelte daran; dann übergab sie Thornton ein kurzes schmales Messer.

»Gehört das zur Standardausrüstung der corunischen Agentinnen?« fragte er.

»Nein. Es beruhigte mich nur. Aber ich habe mir sagen lassen, daß eine ungeeignete Waffe schlechter ist als gar keine Waffe.«

»Werde nicht fatalistisch. Wenn ich die Wache erledigen kann, haben wir eine Schußwaffe. Und dann mischen wir mit. Du bleibst hier!«

»Nein.«

»Estella, es ist wichtig. Du bleibst hier und redest weiter. Einfach so, als antwortete ich jedesmal.«

»Sollen wir nicht lieber abwarten?«

Thornton schüttelte den Kopf. »Wenn ihnen plötzlich einfällt, daß wir im Wege sind, ist es zu spät.« Er küßte sie flüchtig und strich ihr über das Haar. »Es ist schon besser so, Liebling. Rede!«

Sie klammerte sich einen Moment an ihn; dann gab sie ihn frei. Thornton ließ sich auf Hände und Knie nieder und kroch vorsichtig auf den Durchgang zu. Hinter sich hörte er Estella sagen: »Gemäß den Sicherheitsvereinbarungen des Vertrages von Rio...«

Thornton bewegte sich lautlos durch den engen Tunnel und erreichte den Knick, hinter dem er den Wachtposten wußte. Flach auf dem Bauch liegend, spähte er um die Felsenecke. Der Mann saß auf einer Kiste, etwa zwölf Meter vor ihm, und sah herüber. Er sang leise vor sich hin und trommelte auf dem Gewehrkolben den Takt dazu.

Thornton wartete darauf, daß sich der Wächter umdrehte. Weiter nach vorn durfte er sich nicht wagen; es hätte ihn in sein Blickfeld gebracht. Doch der Mann blieb unbeweglich sitzen.

Zwölf Meter waren eine große Entfernung für ein kleines leichtes Messer. Eine zu große. Die Grundbegriffe des Messerwerfens hatte man ihm in der Army beigebracht. Doch damals war das Messer größer und schwerer, die Entfernung wesentlich kürzer gewesen. Und dennoch hatte er oft genug das Ziel verfehlt.

Lange Minuten lag Thornton auf dem steinigen, unebenen Boden. Der Wächter begann ein neues Lied. Die Petroleumlampe

blinkte, und der Soldat hörte auf zu singen. Er runzelte die Stirn, legte sein Gewehr beiseite und beugte sich über die Lampe. Thornton richtete sich behutsam auf. Doch der Wachtposten hatte die Lampe schon in Ordnung gebracht und nahm die Waffe wieder zur Hand. Thornton sank in seine alte Stellung zurück.

Aus der Richtung des Höhleneingangs ertönte plötzlich lautes Lachen. Der Wachtposten sprang auf und drehte sich um. Thornton kam sofort hoch. Er warf das Messer.

Schon als es ihm aus den Fingern glitt, wußte er, daß er einen guten Wurf getan hatte. Das Messer beschrieb den vorschriftsmäßigen Bogen, drehte sich langsam in der Luft. Der Wächter wandte sich wieder um – zu spät.

Und dann streifte das Messer die niedrige Höhlendecke und fiel zu Boden.

Thornton hetzte zurück. Der Posten feuerte eine Salve in den Durchgang. Thornton betete, daß Estella in Deckung war. Der Soldat hob das Messer auf und fauchte spanische Worte hinter dem Angreifer her. Ihre Bedeutung war klar genug: Er würde ihm sämtliche Knochen brechen, zur Abschreckung. Und das Mädchen –

Thornton wartete. Der Soldat kam in die Höhle, sah ihn und blieb stehen. Dann grinste er und hob das Gewehr, der Zeigefinger am Abzug war weiß. Thornton duckte sich zum Sprung, wußte aber, daß er es nie schaffen würde.

»Genug!« rief General Mendoza. Er war plötzlich hinter dem Posten erschienen. Seine hastigen spanischen Worte konnte Thornton nicht verstehen. Der Soldat grinste und zog sich in die andere Höhle zurück.

»Wir kommen jetzt hinein«, sagte Mendoza zu Thornton. »Versuchen Sie nicht, den Helden zu spielen.«

Thornton stand bei Estella. General Mendoza trat ein, gefolgt von Stephen Dain. Fast hätte Thornton den dritten Mann nicht wiedererkannt. Es war George Clarris, Hafenmeister von Port Cocoa. Es folgten zwei Männer in Khaki mit Maschinenpistolen.

»Jetzt sind wir alle beisammen«, sagte der General.

Dain nickte mit ausdruckslosem Gesicht. Zuerst dachte Thornton, der Agent habe seine Hände vor dem Bauch gefaltet. Doch dann erkannte er, daß Dain gefesselt war.

28

»Sie ahnen nicht, wie ich das genieße«, fuhr Mendoza fort.
»Leisten Sie Ihren Freunden Gesellschaft, Mr. Dain.«

Stephen Dain nickte, hochaufgerichtet und mit versteinelter Miene, Thornton und Estella zu. Dann wandte er sich zum General. Sein Gesicht war nicht das eines Besiegten. Vielleicht gab es in Dains Welt überhaupt keine Niederlagen und keine Siege, sondern nur eine Serie von Zusammenstößen, manche erfolgreich, manche nicht; aber alles mit dem Beigeschmack der Sinnlosigkeit und dennoch notwendig. Dains Miene war höflich, aufmerksam, leicht belustigt und doch distanziert, als kenne er keine Hoffnung und daher auch keine Enttäuschung.

»Alle Widersacher beisammen zu haben«, sagte Mendoza, »beruhigt ungemein. Doch ist meine Genugtuung etwas verfrüht. Ein Krieg wartet noch auf uns. Doch zumindest weiß ich jetzt, daß es ihn geben wird.«

»Das muß Sie ja sehr beruhigen«, meinte Estella.

»Nein. Krieg mag ich nicht, wie die meisten Generäle – paradoxerweise. Er ist lediglich ein schnelles und sicheres Mittel zum Zweck. Mr. Dain, Sie werden mir beipflichten.«

»Ihre früheren Unternehmungen dieser Art waren nicht sehr erfolgreich, General«, sagte Dain.

»Die Dinge lagen anders, Mr. Dain. Sie waren komplizierter. Außerdem hatte ich das zweifelhafte Vergnügen Ihrer Gegnerschaft. Dank der vorzüglichen Arbeit meines Partners Clarris sind Sie aber diesmal ausgeschaltet.«

Alle sahen George Clarris an. Der rote, schwitzende Hafenmeister fühlte sich gar nicht wohl in seiner Haut. Jetzt erst bemerkte Thornton den Revolver an seiner Hüfte.

»Mr. Clarris ist ein sehr nützlicher Partner«, fuhr Mendoza fort. »Dank seiner Mitarbeit konnten wir unsere Waffen über Port Cocoa verschiffen. Mit berechnender Schläue hat er uns nun Mr. Dain ausgeliefert. Sie haben Ihre Sache sehr gut gemacht, Mr. Clarris.«

»Schon recht«, sagte Clarris. »Lassen Sie mich in Ruhe.«

»Das geht kaum«, sagte Dain. »Ist Ihnen nicht klar, in welche Lage Sie sich gebracht haben?«

»Darüber möchte ich lieber nicht sprechen.«

»Dann denken Sie wenigstens nach«, beharrte Dain. »Wie wollen Sie jemals in die Vereinigten Staaten zurückkehren?«

»Das werde ich zunächst bleibenlassen. Später wird mir schon etwas einfallen.«

»Was ist mit Ihrer Frau? Ist Ihnen da schon etwas eingefallen?«

Clarris faßte wütend nach seinem Revolver, doch General Mendoza legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm.

»Bitte, Mr. Clarris. Es gibt noch ein paar Fragen zu klären.«

»Tot wären sie für uns nützlicher.«

Mendoza sah ihn nachdenklich an, und Clarris starrte wütend zurück. Dann lachte der General auf. »Vielleicht. Aber Sie haben es entschieden zu eilig. Lassen Sie sich von Mr. Dain nicht aus der Ruhe bringen. Er liebt es, die Leute aus der Ruhe zu bringen – sogar mit gefesselten Händen.«

»Solange sie leben, sind sie gefährlich«, beharrte Clarris.

»Für Sie. Bei mir ist das anders.« Mendoza wandte sich an Dain. »Macht es Ihnen etwas aus, wenn Sie mir sagen, für wen Ihr junger Freund, Mr. Thornton, nun wirklich arbeitet?«

»Jetzt kann ich es ja sagen«, meinte Dain. »Mr. Thornton ist ein Beobachter des Außenministeriums.«

»Ich hätte es wissen können. Kaum eine andere Position erklärt so gut seine merkwürdige Mischung von Starrköpfigkeit und politischer Naivität.« Der General war zufrieden wie ein Mann, der soeben eine gute Inschrift verfaßt hat. Dain nickte höflich.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, mir die Hände loszubinden?«

»Aber natürlich! Wie vergeblich von mir.« Mendoza sprach mit einem der Wachtposten, der sofort Dains Fesseln mit einem Taschenmesser durchschnitt. Dain rieb sich die Handgelenke; dann kreuzte er seine Arme vor der Brust.

»Wir ziehen uns nun für eine Weile zurück«, erklärte der General. »Mr. Clarris und ich haben noch zu tun. Zu Ihrer eigenen Sicherheit – betreten Sie nicht den Durchgang.«

Mendoza, Clarris und die Posten gingen. Dain suchte sich einen Platz auf dem Höhlenboden aus und setzte sich. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand und schloß die Augen.

»Was ist denn geschehen, Mr. Dain?« fragte Estella.

Dain öffnete die Augen. Im gelben Licht der Petroleumlampe war sein Gesicht grau und müde. »In Santa Catarina erhielt ich ein Telegramm. Ich hatte keine Zeit mehr, Sie zu verständigen, wenn ich das nächste Flugzeug nach Miami erreichen wollte. Ich rechnete damit, daß Sie meine Botschaft erhalten und sich danach richten würden. Aber ich nahm nicht an, daß Sie sich in solche Schwierigkeiten bringen würden. Und bestimmt war es nicht Ihre Aufgabe hierherzukommen.«

»Es schien das einzig Richtige«, sagte Thornton.

»Ich weiß. Unser Pech war, daß wir nicht in Verbindung bleiben konnten. Es war nicht zu vermeiden.«

»Aber Clarris? Warum trauten Sie dem?«

»Ich traute ihm nicht, aber er schien harmlos. Damals war ich nur darüber informiert, daß Mendoza von den Einwanderungsbehörden festgehalten werde. Wieder Kontaktmangel. Ich wußte nicht, daß er entlassen wurde.«

»Wie kamen Sie hierher?«

»Clarris und ich flogen nach San Juan del Norte und mieteten dort ein Schnellboot. Mendozas Leute versenkten es kurz nach unserer Ankunft.«

»Was geschieht jetzt?« fragte Estella.

»Abwarten«, sagte Dain und schloß die Augen.

Gegen neun Uhr abends brachte ihnen ein Wächter amerikanische Armeerationen und eine Feldflasche mit Wasser. Die Nacht wollte kein Ende nehmen. Dain war einsilbig. Auch Thornton und Estella fanden wenig Gesprächsstoff. Um Mitternacht wurde es in der Höhle ziemlich kalt. Endlich fiel Thornton in einen unruhigen Schlaf.

Plötzlich erwachte er. Die Lampe brannte flackernd. Ein Blick auf seine Uhr zeigte ihm, daß es kurz vor fünf war. Estella schlief an seiner Schulter, ihre langen Haare breiteten sich ihm über die Brust. Thornton sah sich in der Höhle um, versuchte sich zu erinnern, was ihn geweckt hatte. Ein Mann stand am Eingang. Es war George Clarris, und er hielt einen Revolver in seiner Hand. Langsam kam der Hafenmeister auf Stephen Dain zu.

Thornton stieß Estella zur Seite und sprang auf. Da hörte er Dain zischen: »Immer mit der Ruhe, Thornton! Es ist alles in Ordnung.«

Durch den Gang kamen sie zur vorderen Höhle. Der Wachtposten war bewußtlos, lag flach atmend über den Kisten. Dain und Thornton zerrten ihn beiseite und lehnten ihn gegen die Höhlenwand. Mit einem großen Schraubenzieher begann Clarris eine Kiste aufzubrechen.

Unter den Brettern kam Ölpapier zum Vorschein. Thornton riß es auseinander, Clarris wischte das Fett von den Waffen. Das Zusammensetzen der Teile besorgte Dain. Er montierte drei Maschinenpistolen.

»Jetzt brauchen wir nur noch Munition«, meinte Dain.

Sie mußten noch fünf Kisten öffnen, bevor sie die passenden Ladestreifen fanden. Sie schoben je ein Magazin in die Waffen und stopften sich ihre Taschen und Hemden mit den schweren Patronenstreifen voll. Clarris reichte Estella seinen Revolver. Sie nahm ihn und hängte sich die Feldflasche des Postens um ihre Schulter. Mit Dain an der Spitze verließen sie die Höhle.

Eine feuchte, graue Dämmerung hing über Quevera. Die Felsen glänzten vor Nässe, und Nebelschwaden trieben über den Boden.

»Wir müssen versuchen, das Boot zu erreichen, mit dem Sie hierherkamen«, sagte Dain. »Vielleicht haben wir Glück.«

Im Gänsemarsch verließen sie die Höhle. Dain vorn. Clarris machte den Schlußmann. Bald standen sie vor dem letzten Steinwall. Nichts rührte sich; keiner schien sie bemerkt zu haben. Die »Bonefish III« lag vor Anker, schaukelte in der Brandung.

Dann hörten sie einen Ruf und gleich darauf einen Feuerstoß. Sie duckten sich hinter die Felsen. Mehr Rufe; dann bestrich eine zweite Maschinenpistole den Strand. Das Boot lag quälend nahe. Zwischen den Feuerstößen hörten sie Mendozas Befehle.

»Verdammt!« sagte Clarris. »Wir müssen das Boot erreichen. Dain, glauben Sie, wir schaffen es vom anderen Ende der Felsen?«

Zwanzig Yards zu ihrer Rechten beschrieben die Steinbrocken einen weiten Bogen bis knapp ans Wasser heran. Wenn es ihnen gelang, diese Stelle zu erreichen, hatten sie Deckung fast bis zum Boot. Nur das letzte Stück mußten sie unter dem Feuer der MP-Schützen waten.

»Wir versuchen es«, entschied Dain. Sie liefen geduckt los und erreichten das Ufer, bevor einer von Mendozas Männern ihnen den Weg abschneiden konnte.

Dain sah um sich. »Es steht nicht gut. Jetzt schießen sie mit mindestens vier Maschinenpistolen.«

»Wenn Sie mir Feuerschutz geben«, sagte Thornton, »könnte ich das Boot erreichen. Dann durchschneide ich das Ankertau und bringe das Boot hierher.«

»Sie hätten keine Chance.«

»Doch«, erwiderte Thornton. Er gab Estella seine Maschinenpistole und kroch nach vorn. Scharf befahl ihm Dain zu warten.

Mendozas Schützen hatten die Feuerrichtung geändert. Ein Kugelregen schlug in den Rumpf der »Bonefish III«. Leuchtspurgeschosse setzten die Brücke in Flammen. Das Boot neigte sich zur Seite, der Bug begann langsam abzusacken. Es war nur noch die Frage, ob es zuerst sinken oder verbrennen würde.

Mendoza hatte sich mit ihnen praktisch eingeschlossen. Dain führte seine Gruppe um den Felsenwall und dann landeinwärts.

An ihrem östlichen Ende stieg die Insel zu einem schmalen Felsengrat an, der eine Höhe von fast dreißig Metern erreichte. Diese Richtung schlug Dain ein. An ihrer Flanke huschten zwei Soldaten hinter Felsen in die gleiche Richtung, aber das Terrain begünstigte Dains Gruppe. Sie waren jetzt höher als Mendozas Leute und strebten dem Gipfel Queveras zu.

Zweihundert Yards vor dem Ziel erhielten sie Beschuß. Der General hatte erstaunlich schnell gehandelt und bereits einen Mann auf dem Gipfel. Der MP-Schütze hielt den Platz, den sie

besetzen wollten. Mendoza und der Rest seiner Leute warteten unten.

»Jetzt wird es ernst«, sagte Clarris.

»Noch nicht«, erwiderte Dain. »Einer allein kann diese Stellung nicht halten. Wir nehmen ihn in die Zange.«

»In die Zange? Einfach hinaufklettern und ihn aus seinem Felsennest verscheuchen?«

»Es gibt keinen anderen Weg.«

Clarris starrte auf die Klippen. Seine Hände zitterten. »Ich hätte nie auf Sie hören sollen, Dain. Seien Sie vernünftig. Eine Kletterpartie unter MP-Feuer!«

»Es hört sich nur schlimm an. Und offen gesagt, Clarris, Sie wußten, worauf Sie sich einließen. Dann hätten Sie nicht nach Quevera kommen dürfen.«

»Klar. Ich hätte mich in Port Cocoa verhaften lassen sollen, was? Sie haben mir die Entscheidung leicht gemacht.«

»Ursprünglich hatten Sie die Wahl«, sagte Dain mit einem Schulterzucken. »Sie ließen sich auf das Schmuggelgeschäft ein und wurden dabei erwischt. Normalerweise hätte man Sie einfach verhaftet. Diese letzte Chance wäre Ihnen nicht geboten worden.«

»Eine lausige Chance«, knurrte Clarris. »Die Leute hier meinen es ernst.«

»Wir auch.«

»Das ist kein Trost. Bestehen Sie auf der Kletterpartie?«

»Hier können wir nicht bleiben.«

»Hören Sie, ich bin zu alt. Mit vierundfünfzig kann man –«

»Halten Sie den Mund!« fuhr Dain den Hafenmeister an. Sein Gesicht war vor Wut rot angelaufen. »Jammern Sie mir nichts vor! Sie hätten sich das vorher überlegen sollen. Ohne Ihre schmutzigen Geschäfte brauchte jetzt keiner von uns hier

herumzuklettern. Ich habe Sie in Florida vor die Wahl gestellt: Entweder zurück mit mir, um Mr. Thornton und Miss Vargas hier herauszuhauen, oder einen Prozeß ohne mildernde Umstände. Jetzt können Sie ein letztes Mal wählen: Entweder Sie bleiben bei uns und tun Ihr Bestes, oder Sie gehen sofort zu Mendoza zurück.«

»Er würde mich umbringen.«

»Das bezweifle ich«, sagte Dain. »Er wäre viel zu dankbar für die Verstärkung.«

Clarris fuhr sich mit bebender Hand über die Stirn. »Tut mir leid, Mr. Dain. Natürlich werde ich nicht zurückgehen. Schon in Florida habe ich mich entschieden. Ich fürchte, meine Nerven sind nicht die besten.«

»Lassen Sie's gut sein«, meinte Dain. »Hier kann man schon die Nerven verlieren.« Er legte dem Hafenmeister die Hand auf die Schulter, und Clarris blickte ihn dankbar an. »Also los jetzt.«

Dain teilte sie in zwei Gruppen. Er und Clarris wandten sich nach rechts, Thornton und Estella nach links.

Thornton konnte sich später kaum noch an die Einzelheiten dieser mörderischen Klettertour erinnern. Die schwere Maschinenpistole hing ihm um den Hals, das Gewicht der Magazine zog ihn zu Boden. Die meiste Zeit waren er und Estella in Deckung. Nur beim Überqueren einer offenen Strecke prasselten die Kugeln gefährlich nahe ins Geröll, doch Dain und Clarris lenkten den Mann mit ihren Feuerstößen ab.

Als sie endlich den Grat erreicht hatten, war der traurige Rest einfach. Der MP-Schütze, im Kreuzfeuer, versuchte sich abzusetzen. Er schoß kopflos um sich, suchte Deckung. Aber drei Maschinenpistolen waren auf die Dauer zuviel. Eine Garbe Dains erwischte ihn. Thornton sah die Kugelspur auf den Mann zulaufen, hörte einen erstickten Aufschrei. Der Schütze ließ die MP fallen und rannte, beide Hände auf den Bauch gepreßt. Auf seinen Schultern glitzerten Silberstreifen. Es war Juan. Er

stolperte ein Dutzend Schritte vorwärts, fiel dann aufs Gesicht und rührte sich nicht mehr.

Der Gipfel der Insel war genommen. Dain verteilte die Gruppen, um die Aufstiegswege zu sichern. Thornton schien die Festung unbezwingbar. Nur ein Flugzeug war gefährlich, aber zu Fuß kam kein Mensch durch die einander überschneidenden Schußfelder.

»Sparen Sie Munition«, sagte Dain. »Schießen Sie nur, wenn Sie Ihrer Sache sicher sind.«

»Wie lange müssen wir aushalten?« fragte Thornton.

»So oder so kann es nicht lange dauern«, meinte Dain. »Was mich im Moment beschäftigt, ist General Mendoza. Er hat seine Leute noch nicht zum Angriff geführt.«

»Um so besser, oder?«

»Glaube ich nicht. Mendoza ist ein ausgezeichnete Soldat. Er hat etwas vor, sonst wäre er uns schon längst zu Leibe gerückt.«

»Vielleicht will er uns aushungern.«

»Dazu fehlt ihm die Zeit. Wir müssen abwarten. Wofür er sich auch entscheidet, es wird wahrscheinlich wirken.«

Die Sonne stand schon halb hoch, über Quevera brütete sengende Hitze. Bleiern lag die See zu ihren Füßen; die mittelamerikanische Küste war nicht zu sehen. Sie erwarteten Mendozas Angriff.

30

Gegen Mittag störte Maschinengewehrfeuer angelegentlich die Ruhe. Der Schütze saß gut in Deckung und beherrschte die Fluchtwege aus ihrem Felsenest. Der Angriff ließ immer noch auf sich warten. Die Sonne glühte am wolkenlosen Himmel, die Steine verbrannten das Fleisch. Jeder Pistolenlauf war unerträg-

lich heiß. Sie hatten das Gefühl, auf der Oberfläche eines Spiegels zu sitzen.

Dain hatte sie in einem Halbkreis verteilt. Clarris lehnte an einem hohen Steinquader, das Gesicht puterrot, die Augen halb geschlossen. Er schien kurz vor einem Hitzschlag. Thornton und Estella standen am anderen Ende, im Schatten einer Felsnadel. Auch Estella litt unter der Hitze. Thornton wischte ihr über die Stirn, und sie lächelte ihn mit aufgesprungenen Lippen an. Sie fieberte; Thornton hätte den General jetzt mit bloßen Händen erwürgen können.

Dain hielt die Mitte. Er gab Clarris Wasser, kam dann herüber. Selbst er schien angegriffen. Struppige Stoppeln entstellten sein Gesicht, Nase und Stirn waren dreckverschmiert. Seine Augen waren schmal, er sah aus wie ein entsprungener Sträfling.

»Wie sieht es aus?« fragte Thornton.

»Nicht schlecht. Ich hatte die US-Marine gebeten, die ›Liberio‹ abzufangen.«

»Können sie das denn?«

»Sicher. Sie halten das Schiff nur für einen oder zwei Tage auf, um es angeblich nach Tiefsee-Tauchanzügen zu durchsuchen.«

Thornton sah ihn verständnislos an, und Dain erklärte:

»Der offizielle Grund sind Defekte im karibischen Unterwasserkabel. Schwieriger ist es schon, die ›Liberio‹ überhaupt zu finden.«

»Dann kann die ›Liberio‹ doch noch Quevera erreichen?«

»Möglich«, gab Dain zu.

»Und die Regierung von Coruna?«

»Ich habe sie ins Bild gesetzt und dringend um einen Zerstörer für Quevera ersucht.«

»Haben sie zugesagt?«

»Sie wollen sich um die Angelegenheit kümmern. Wahrscheinlich wird der Zerstörer auslaufen, die Frage ist nur, wann. Die meisten von Invasionen bedrohten Länder kannten vorher die Gefahr. Es hat ihnen nicht viel genützt. Und der umstrittene Status von Quevera kompliziert alles.«

»Aber sie können die Invasion nicht mit den Händen im Schoß erwarten.«

»Ich fürchte schon«, sagte Dain. »Wir wissen eben nicht, was sie vorhaben. Vielleicht schicken sie den Zerstörer sofort, vielleicht debattieren sie erst drei Tage lang darüber. Vielleicht verlegen sie Truppen an die Küste, trotzen der Invasion und rufen die UNO an. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß sie das Ganze als Überängstlichkeit der Vereinigten Staaten abtun. In einer Krise ist es äußerst schwer vorauszusagen, was eine Regierung tut, und noch schwerer, wann sie es tut.«

»Angenehme Neuigkeiten«, brummte Thornton. »Wir sind uns selbst überlassen. Ist es nicht so?«

Dain nickte. An so etwas war er gewöhnt.

»Ich wollte«, meinte Thornton, »Sie hätten denen in Miami nahegelegt, Mendoza aufzuhalten.«

»Sie ließen Mendoza auf meine Veranlassung laufen.«

»Warum?«

»Ich hielt es für besser, wenn man ihn auf Quevera verhaftete. In Miami gab es keine wirklichen Beweise gegen ihn. Natürlich überführten wir Clarris und die Delacourt Company. Miami-South scheinen sauber zu sein, der Spediteur wahrscheinlich nicht. Aber gegen Mendoza hatten wir keine Beweise. Er wäre bald freigekommen und hätte nach einem Jahr woanders wieder Krieg angezettelt. Ich hätte von vorn anfangen können.«

»Ich verstehe«, nickte Thornton. »Dann haben Estella und ich Ihren Plan durchkreuzt.«

»Zumindest haben Sie mir nicht genützt«, meinte Dain. Er lächelte plötzlich. »Lassen Sie sich deshalb keine grauen Haare wachsen.«

»Ich mache mir Vorwürfe. Estella und ich waren unglaublich naiv, Cualilla zu vertrauen. Wir hätten nicht hierherkommen sollen.«

»Lassen wir das«, sagte Dain. »Genaugenommen hätte ich Ihnen nicht hierher folgen dürfen. Aber Miss Vargas fühlte sich ihrer Regierung gegenüber verantwortlich, Sie fühlten sich für sie verantwortlich und ich für Sie beide. Einer zog den anderen hinein, nun müssen wir wieder raus.«

Dain wurde von einem dumpfen Schlag unterbrochen. Es klang, als sei eine aufgeblasene Papiertüte zerplatzt. Dann blieb es lange still, und dann kam die Explosion, fünfzig Schritte hinter ihnen. Noch bevor das Echo verklungen war, kam von unten der nächste Knall. Ein schwarzes Ding stieg in den Himmel, beschrieb einen Bogen und explodierte auf den Klippen.

»Deshalb hat Mendoza so lange gebraucht«, sagte Dain. »Er setzte einen Granatwerfer zusammen. Jetzt wird es Ernst.«

Zuerst konnte Thornton die Gefahr nicht ermessen. Der Granatwerfer schien bloß eine neue Waffe, tödlich zwar, doch kaum schlimmer als Maschinenpistolen. Die Felsenfestung schien ihm nicht ernstlich bedroht.

Weitere Granaten detonierten hinter ihnen. Mendozas Männer nahmen zunächst die äußere Kante der Klippen aufs Korn, wo sie die Treffer beobachten konnten. Als sie sich eingeschossen hatten, verlegten sie das Feuer allmählich tiefer und deckten das Schlupfloch systematisch ein. In einer Minute hatte es sich in eine Falle verwandelt.

Clarris verließ seinen Posten und kam herübergehastet. »Was jetzt?« japste er.

»Wir warten.«

»Aber das geht nicht. Sie werden uns mit ihren Granaten zerfetzen.«

»Sie können nicht gleichzeitig die gesamte Fläche unter Feuer nehmen. Wir warten, bis die Explosionen näher gekommen sind; dann rennen wir zum anderen Ende.«

»Auf die Dauer können wir den Granatwerfer nicht unterlaufen«, meinte Clarris.

»Es bleibt uns nichts übrig. Mendoza würde uns wahrscheinlich erschießen lassen. Da ist es immer noch besser, mit Granaten Fangen zu spielen.«

Die Explosionen kamen näher. Endlich gab Dain das Zeichen, und sie spurteten zum äußeren Rand der Felsenklippe. Kaum hatten sie ihn erreicht, da detonierte die erste Granate in ihrer alten Stellung.

»Laufen wir zurück, wenn sie auch hier anfangen?« wollte Thornton wissen.

»Nein. Der alte Platz ist längst besetzt. Wir müssen aus den Felsen heraus.«

Zehn Fuß hinter der letzten Steinbarrikade fiel die Klippe steil ab. Sie waren einigermaßen sicher vor dem Granatwerfer, aber nicht vor Maschinenpistolen. Ununterbrochen spuckte der Werfer seine schwarzen Geschosse in die Luft, zersplitterten die Felsbrocken unter den Explosionen.

Dain blickte über die Klippen hinab. »Ich glaube, wir könnten es schaffen«, meinte er dann.

Clarris beugte sich über die Balustrade und schüttelte den Kopf. »Es würde mindestens eine halbe Stunde dauern. Dreißig Minuten lang wären wir ein Fressen für MP-Schützen.«

»Wir müssen es versuchen«, sagte Dain, »Thornton, Sie machen den Anfang. Dann Miss Vargas, und anschließend Clarris. Ich folge als letzter.«

»Und die Maschinenpistolen?«

»Zerbrechen Sie sich darüber nicht den Kopf.«

»Sie wollen doch wohl nicht zurückbleiben?« fragte Thornton.

»Meine Pläne gehen Sie nichts an.«

»Das können Sie nicht machen, Dain«, fuhr Thornton auf.

»Ich werde für so etwas bezahlt. Keine Sorge, wenn es soweit ist, kann ich mich mit General Mendoza einigen, wir verstehen einander recht gut.«

Er unterbrach sich und horchte auf.

»Was ist los?« wollte Thornton wissen.

»Sie haben das Granatfeuer eingestellt.«

Sekunden später hörten sie in der Ferne Mendozas Stimme.

»Mr. Dain, leben Sie noch?«

»Sehen Sie nach!« rief Dain.

»Gute Antwort«, sagte Mendoza. »Mr. Dain, Sie haben sich ausgezeichnet gehalten. Ich gratuliere.«

»Danke.«

»Sie würden einen erstklassigen Infanterieleutnant abgeben. Aber Taktik ist Ihre schwache Seite. Sie dürfen sich doch nicht in eine Sackgasse drängen lassen. Es war falsche Lagebeurteilung.«

»Das gebe ich zu«, sagte Dain.

»Hätten Sie anders reagiert, so könnten wir beide später weiter Versteck spielen. Aber so ist das Spiel aus. Ich bitte um Ihre Kapitulation.«

»Bedingungen?«

»Bedingungslos natürlich.«

»Das paßt uns nicht.«

»Sie werden sich damit abfinden müssen«, sagte der General.
»Ihre Lage ist hoffnungslos.«

»Unsere Lage ist ausgezeichnet. Die Felsen haben hier genügend Überhang, um uns vor den Granaten zu schützen. Und von vorn sind wir unangreifbar.«

»Dain, Sie bluffen. Muß ich Sie mit Maschinengewehren da oben herunterholen?«

»Sie haben nicht genug Leute.«

»Mehr als genug. Die ›Liberio‹ ist angekommen.«

»Das glaube ich nicht.«

»Wir vergeuden Zeit«, sagte Mendoza. »Sie können sich auf einen Felsen stellen und selbst sehen. Ich garantiere eine Feuerpause. Akzeptieren Sie?«

»Natürlich«, gab Dain zurück. Er wandte sich an Thornton. »Wie Sie sehen, hat der General noch recht altmodische Ansichten über das Kriegführen. Deshalb auch gewinnt er Schlachten und verliert Kriege.«

Dain legte seine Maschinenpistole ab und kletterte auf einen hohen Felsen. Dort stand er kurz, klar gegen den Himmel abgezeichnet. Endlich sprang er herunter.

»Es ist die ›Liberio‹«, sagte er.

Plötzlich setzte Maschinengewehrfeuer ein. Dain duckte sich hinter die Felsen. Thornton lauschte; das Feuer schien seltsam weit weg. Er konnte spanische Ausrufe hören. Ein Nebelhorn begann zu heulen.

»Sie schießen nicht auf uns«, sagte Estella. »Es kommt von der anderen Seite der Klippen. Ob Mendozas Leute gegen ihn revoltieren?«

»Schon möglich«, nickte Dain. »Es wäre der rechte Moment für Santos-Figueros.« »Wenn es wirklich so ist«, sagte Thornton, »was wird dann aus uns?«

»Abwarten«, sagte Dain.

Es war kühl im Speisesaal des Clayton-Hotels, die Klimaanlage meinte es zu gut. Während draußen Miami in der Septembersonne röstete, glaubten die Gäste des Clayton in einem zugigen New Yorker Restaurant zu sitzen, und das mitten im Winter.

Sie hatten sich einen Tisch für vier Personen geben lassen und ihn mit Zeitungen bedeckt. Jeder stürzte sich auf ein Blatt, überflog es, um sich sofort dem nächsten zuzuwenden.

»Ich kann nichts finden«, meinte Estella. »Vielleicht wurde es unterschlagen.«

»Es muß erschienen sein«, erwiderte Thornton. »Moment — < ich hab's. Auf Seite fünf.«

»So weit hinten?«

»Leider. Die Meldung lautet: Eine Schiffsladung Soldaten wurde gestern vor der Küste Corunas aufgebracht. Der Invasionsversuch wurde von dem corunischen Zerstörer ›La Sala‹ unter dem Kommando von Captain Ernesto Rodriguez durchkreuzt. Nach dem Kapern des Aufrührerschiffes ›Liberio‹ lief Captain Rodriguez die Insel Quevera an, wo die Aufrührer dem Vernehmen nach ein Waffen- und Munitionslager eingerichtet hatten. Nach kurzem Gefecht wurden die Rebellen gefangengenommen. Es wird vermutet, daß die Eindringlinge in Kuba ihre Ausbildung erhielten. Die corunische Regierung bezeichnete den Invasionsversuch als ›keine ernst zu nehmende Bedrohung‹. Der kubanischen Regierung wurde eine Protestnote überreicht.«

»Aber das ist doch alles falsch«, ereiferte sich Estella. »Die Invasion kam aus der Dominikanischen Republik, und es war sehr ernst. Hätte der Zerstörer die ›Liberio‹ nicht gefunden, so wäre jetzt Krieg in Coruna.«

Thornton nickte und riß den Artikel heraus. Er legte ihn in seine Brieftasche. Sein Kaffee war kalt geworden.

»Und weder Mr. Dain noch General Mendoza ist erwähnt«, fuhr Estella fort. »Ganz zu schweigen von uns.«

»Ärgert dich das?«

»Natürlich nicht. Aber ich sehe nicht ein, daß dieser Captain Rodriguez den Lorbeer ernten soll. Er hat lediglich Befehle ausgeführt.«

»Vergiß es«, meinte Thornton. »Schließlich ist er unser Lebensretter.«

»Weiß ich. Und jetzt ist er ein Held. Aber die Zeitungen sollten korrekt informieren. Was wird nun geschehen?«

»Nun, Clarris darf sich wahrscheinlich pensionieren lassen. General Mendoza kommt vor Gericht. Es liegt eine Menge gegen ihn vor: Schmuggel, revolutionäre Umtriebe. Er wird zehn oder fünfzehn Jahre bekommen.«

»Mehr nicht?«

»Ich fürchte nein.«

»Wird man ihn nicht des Mordes anklagen?«

»Ich glaube kaum«, sagte Thornton. »Soviel ich weiß, nennen sie es nicht Mord, wenn jemand eine Armee führt.«

»Das ist unfair«, begehrte Estella auf. »Was geschieht mit Cualilla? Werden sie ihn verhaften?«

»Ich bezweifle es. Was könnte ihm die Anklage vorwerfen?«

Estella seufzte. »Das ist das schlimmste. Dieser Seelenverkäufer. Kann Mr. Dain nichts gegen ihn unternehmen?«

»Dain schien nicht daran interessiert. Wie er meinte, bleibt *zum* Schluß immer einiges offen. Er hat uns alles Gute gewünscht.«

»Sicher ist er jetzt in Washington«, sagte Estella.

»Anzunehmen.« Thornton dachte einen Moment an Stephen Dain, wie er am Flughafen von Miami gestanden hatte, groß und sehr ruhig. Dain, der sich Mühe gab, wie hundert andere Leute auszusehen, und elend versagte. Dain, verschlossen und kühl,

nach getaner Arbeit uninteressiert an Details, nicht gewillt, in Betracht zu ziehen, was hätte geschehen können.

Dain hatte gesagt: »Alles wäre viel einfacher gewesen, wenn dieser verdammte Narr Rodriguez befehlsgemäß vorgegangen wäre. Sein Auftrag lautete unmißverständlich Quevera, aber nein, er wollte zuerst die ›Liberio‹ finden. Na ja, alles Gute, Thornton. Sie ist ein nettes Mädchen. Alles Gute für Sie beide!«

Dain hatte Thornton rasch die Hand gedrückt, als sei er ein Fremder. Dann war er zum Flugzeug gegangen.

Ende